

ZEITSCHRIFT FÜR

# GEO POLITIK

XIV. JAHRGANG 1937

3.

H E F T / M Ä R Z

## Beziehungen zu Wirtschaft und Recht

Seifert: Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen  
Wirtschafts-Menschen

Erdmann: Außenpolitik und Erziehung

Offe: Geopolitik und Naturrecht

Keller: Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild

Haushofer: Raumüberwindende Männer

Der geistigen Blockade Deutschlands im Weltkrieg — Karte — Waffe oder Gift? —  
Stellungen als geopolitische Kraftfelder — Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie

R. S.: Japanische Agrarfragen III

Pauser: Die Alpenstellung der Römer III

Postvertrieb ab Leipzig



# ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Präsident der Deutschen Akademie,

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,  
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36  
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIV. JAHRGANG / HEFT 3 / MÄRZ 1937

## INHALTSVERZEICHNIS

### AUFSÄTZE

K. Erdmann: Außenpolitik und Erziehung .....	177
K. Haushofer: Raumüberwindende Männer .....	186
A. Seifert: Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen .....	188
F. Pauser: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart III .....	202
R. S.: Japanische Agrarfragen III .....	211

### BERICHTE

A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt .....	222
K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum .....	226

SPÄNE der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik .....	234
--	-----

### UNTERSUCHUNGEN

H. Offe: Geopolitik und Naturrecht .....	239
H. K. E. L. Keller: Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild .....	246

### SCHRIFTTUM

W. Jantzen: Ein Werk über den deutschen Raum .....	248
K. Haushofer: Zur Statik und Dynamik Amerikas .....	249
K. Haushofer: Schrifttums-Proben geopolitischer Dynamik .....	251
H. Hummel: Büchertafel .....	253
E. Wunderlich: Neue geopolitische Karten und Atlanten .....	255

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.13, bei Zahlung in fremder Währung.  
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H./LUDWIGSHAFEN 12461/WIEN 559 18/PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

## ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Karl Erdmann, Berlin W 35, Bendlerstr. 16 — Dr. Albrecht Haushofer (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der Hochschule für Geopolitik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl Haushofer (AfG), Gen.-Major a. D., o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Walter Jantzen (AfG), Berlin-Klein-Machnow, Seematen 13 — Hans K. E. L. Keller, Berlin, Kurfürstendamm 162 — Dr. Hans Offe (AfG), Freiburg i. Br., Neuwallenstr. 31 — Franz Pauser: Anschrift durch den Verlag — R. S.: Anschrift durch den Verlag — Dr. Anold Seifert, Pressereferent des Leipziger Messeamts, Leipzig C 1, Markt 4 — Professor Dr. E. Wunderlich, Stuttgart, Deutsches Auslands-Institut

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36



Da die beiden kommenden Hefte jeweils einem besonderen Gebiet gewidmet sein werden, haben wir das März-Heft benutzt, um einige in sich geschlossene Arbeiten zu bringen, die sich der Einordnung in eine Folge entziehen; weiterhin werden die beiden laufenden Untersuchungen zu Ende geführt.

Das Heft eröffnet ein Beitrag von Karl Erdmann, in dem zu einem, vielleicht dem entscheidenden Problem unseres völkischen Daseins lebendig und überzeugend Stellung genommen wird: dem Problem des Verhältnisses von Außenpolitik und Erziehung, mit anderen Worten: der Frage politischer Erziehung überhaupt.

Überraschend und wertvoll als Anregung für geopolitisches Arbeiten erscheint Karl Haushofers kurzer Hinweis „raumüberwindende Männer“ vor allem deshalb, weil durch solche Darstellungen der scheinbare „Determinismus“ geopolitischer Betrachtungsweise ad absurdum geführt und die schaffende Macht freier menschlicher und männlicher Tat offenbar gemacht wird.

A. Seifert kommt in einer großen Untersuchung über das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen zu Ergebnissen, die vielfach überraschen werden. Er zeigt, wie die Auswirkung von durch Blutmischung bestimmten Stammesigentümlichkeiten auf den Wirtschaftsstil und die Wirtschaftskraft in den sächsisch-thüringischen Gegenden bis ins Einzelne nachgewiesen werden kann. Von solch zusammenfassender, das Leben in seiner Einheit erfassenden Wirtschaftsanschauung kann eine starke und notwendige Belebung der Wirtschaftswissenschaft ausgehen.

Über die Notwendigkeit der Befreiung des Rechts von der Herrschaft des reinen Geistes und seiner Verankerung im „Natürlichen“ und Kreatürlichen, sowie über die Rolle der Geopolitik bei der Ausbildung eines solchen „Naturrechts“ handelt Hans Dffe.

Die notwendig imperialistische Tendenz jedes Internationalismus arbeitet Hans R. E. L. Keller heraus; er stellt vor allem dem grenzenlosen romanischen Staatsgedanken das einheitliche Weltbild der rassistisch noch homogenen Völker gegenüber, das auf der Einsicht in die natürliche Vielfalt der Völker und ihrer Lebens- und Denkformen beruht.

Die beiden Untersuchungen des Januar- und Februar-Hefes von Pauser über die Alpenstellung der Römer und von unserem Lokio-Mitarbeiter R. S. über die japanischen Agrarfragen werden zu Ende geführt.

### Die Schriftleitung

#### Verzeichnis der Karten dieses Heftes:

	Seite
1. Mitteldeutsche Siedlungsbahnen .....	195
2. Staatenbildungen auf der westlichen Abdachung der Alpen .....	207
3. Die heutige geopolitische Lage des Alpenraums .....	209
4. Aufteilung des anbaufähigen Bodens von Japan .....	217
5. Australien im Weltflugnetz .....	227
6. Lagenbild zur Rhaisora-Tal „Befriedung“ .....	230

Die Karten sind auch als Diapositive lieferbar. Anfragen an den Verlag.

#### Aus dem Inhalt des letzten Heftes:

D. Schäfer: Geopolitik des Vorderen Orients
R. Dlascha: Zur Wirtschaftsentwicklung Irans
H. von Caucig: Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage
K. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt
K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum
D. Schäfer: Die Frage des Sandhahns von Alexandrette
Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik
F. Pauser: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart II
R. S.: Japanische Agrarfragen II
K. Haushofer: Ein Führer und sein Werk
F. März: Südost-Schrifttum
S. Roepke: Bibliographie der Geopolitik

#### Beilage: Welt-Rundfunk:

H. Drescher: Andress: Rundfunk und Ausland
S. von Boedmann: Vor einem Jahr
A. Plöskalo: D. V. Suomen Viestiradio A. B.
F. Frischke: Die Grenzen des Rundfunknachrichtendienstes
H. G. Gullilandt: „This is London calling!“
D. Schäfer: Die kulturelle Standortfrage des Rundfunks
F. Springer: Südafrikanische Rundfunkprobleme
H. Wagenführ: Bild in die Rundfunk-Welt
S. Schrifttum







**KARL ERDMANN:**  
**Außenpolitik und Erziehung**

Graf Schlieffen, der Soldat, hatte einen Plan von napoleonischer Genialitätersonnen: den Vormarsch der deutschen Armee auf Paris mit dem starken rechten Flügel, der von Belgien her flankierend die Entscheidung bringen sollte. Kaum war der Krieg erklärt, so fegte die deutsche Armee in einem Siegeszug sondergleichen über die schwersten, für diesen Angriff ausgerichteten Festungen des neutralen Belgiens hinweg. Jubel in Deutschland!

Der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der Bürger, sprach im Reichstag: „Wenn der Krieg vorbei ist, wird Deutschland das Unrecht wieder gutmachen, das es heute Belgien zufügt...“ Soweit der erste Akt. Er bedarf keines Kommentars.

Die englische Staatsführung hatte nur eine Furcht: daß der Kanzler die Armee am Durchmarsch durch Belgien hindern würde. Sie wollte den Krieg, sie konnte ihn aber nur mit Zustimmung des Volkes beginnen; der Bruch des belgischen Neutralitätsvertrages, mit dem alle Welt rechnete, d. h. alle Generalstäbe und Staatsleitungen, war dazu notwendig. Der Bruch geschah, das Volk war programmäßig empört. Der englische Botschafter Sir Edward Goschen teilte dem Kanzler den bevorstehenden Eingriff Englands mit. Da stürzte eine Welt, nämlich die der englischen Freundschaft, wie ein Kartenhaus — sie war es im wahrsten Sinne für den Kanzler — zusammen, er schluchzte wie ein Kind und sagte: „Sie werden doch nicht ... wegen eines Papierfetzens (lies den Neutralitätsvertrag)“ ... Nein, Herr Kanzler, nicht deswegen, sondern Deutschland siegreich an der flandrischen Küste England gegenüber! So dachte England. Für England war der Vertrag nur ein Papierfetzen, aber Deutschland sprach es aus!

Die deutschen Truppen besetzten im Verlaufe des Weltkrieges Kurland, dann Livland, schließlich Estland. Riga wurde im September 1917 durch einen kühnen Handstreich genommen. Die Deutschen, d. h. die Balten, die trotz ihrer russischen Staatsangehörigkeit eben als Deutsche wie die ärgsten Feinde von den Russen verfolgt, unterdrückt, verschickt, ausgeplündert und getötet wurden, während ihre Söhne im russischen Heere dienen mußten und nun — die ganz jungen und ganz alten — sich scharenweise zum deutschen Heer meldeten — sie umarmten lachend und weinend die deutschen Brüder, die Befreier. Die deutschen Soldaten glaubten sich im Märchen: so etwas mitten im Feindesland? Sie wußten nicht, daß es dort oben Deutsche gab. Wie oft hörte man aber auch die Offiziere zu den Balten sagen: „Wo haben Sie bloß so gut deutsch sprechen gelernt?“ — „Wir sind ja doch Deutsche.“ — „Sie können sehr liebenswürdig schwindeln. Sie sind doch Russen, russische Staatsangehörige!“ Die Wirkung? Kommentar überflüssig!



Die Soldaten verschwanden, die Etappe kam, die Verwaltung. Es gab viele ausgezeichnete Zivilbeamte unter den Reserveoffizieren, Juristen. Die deutsche Verwaltung ist berühmt, man baute sie nach bewährtem Schema auf. Man vergaß nur eines: die politische Seite. Die Objekte der Verwaltung waren Letten und Esten, primitive Bauernvölker, die Herren im Lande waren die Balten, eine verschwindend geringe Zahl, aber mit einer erstaunlich hohen Kultur. Sie waren von den aufgeputschten Letten und Esten nicht geliebt. Halt! Nein, nicht alle dachten unpolitisch. Die baltischen Barone hatten doch die Letten bisher unterdrückt, also mußte man aus „Gerechtigkeit“ sich zu den Letten halten, gegen die Deutschen, die Balten. Oder nein! Die Letten hatten den Balten schwer zugesetzt in den Kriegsjahren, sie verraten und ihre Schlösser angesteckt, also an den Baum mit ihnen! Wer hatte recht? Der korrekte Verwaltungsmann, der Lette = Preuße = Mensch setzte, der — vielleicht auch nicht ganz undemokratische — Politiker oder der schneidige Rächer? Sie scheiterten alle drei.

Warum nannte der Kanzler, ein ausgezeichnet, rechtschaffener Mann, ein typischer Vertreter des gebildeten deutschen Bürgertums, etwas ein Unrecht, was politisch notwendig, Recht im eigentlichen höheren Sinne war?

Warum wußte er nichts von der jahrelang vorbereiteten notwendigen Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland?

Warum ahnte der „Gebildete“ nichts vom Deutschtum im Baltikum, dem ältesten Auslandsdeutschtum überhaupt, und setzte russischer Untertan-Russe? Warum zeigte er sich als völlig unfähig, das eroberte Land politisch zu verwalten?

Weil der deutsche Gebildete zwar alle Sprachen kennt, alles Wissenswerte im einzelnen weiß, alles erforscht und rubriziert, bloß eines nicht hat: Fingerspitzengefühl! Denn Finger und Gefühl sind nicht im Verstande! Aber sie sind ein Teil des Menschen, und nur der ganze Mensch mit all seinen Instinkten und Gaben ist in der Lage, eines zu kennen: die Wirklichkeit. Die Deutschen haben im einzelnen alles besser gewußt, sie sahen nur eines nicht: die große zusammenhängende Wirklichkeit!

Wir sagten, uns fehlte das Fingerspitzengefühl. Die Antwort ist richtig, aber nur vordergründig. Denn alsbald wird man uns entgegenhalten: wir sind eben kein politisch so begabtes Volk wie etwa die Engländer. Nein! Mit einer solchen Entschuldigung können wir uns nicht aus der Affäre ziehen.

Wir werden zu zeigen haben, wie in Deutschland durch eine bestimmte Erziehung, ruhend auf einer bestimmten Weltanschauung, dieses Fingerspitzengefühl, das jede gesunde Volk hat, *verkümmerte*, und wie in England dieses selbe Gefühl durch Erziehung zur weltbeherrschenden Macht geworden ist. Denn dieses Gefühl gehört zum politischen Instinkt. Dieser wiederum ist keine Besonderheit: der Mensch ist, wie Aristoteles schon sagte, ein politisches Lebewesen, er ist es immer da, wo er wirklich aus seiner ganzen Kraft und Fülle im lebendi-



gen Gemeinwesen lebt: jedes natürliche, gesunde Volk hat mithin politischen Instinkt, das heißt, Instinkt schlechthin. Es ist Sache der Pflege, d. h. der Kultur, diesen Instinkt zum Aufbau oder zur Vernichtung zu leiten oder ihn verkümmern zu lassen.

Wie im Anfang dieses Jahrhunderts, so erlebten wir im Anfang des vorigen eine Wende und einen nationalen Aufbruch. Das Leben im 18. Jahrhundert kannte eine geschlossene, festgefügte Ordnung — die ständische. Es wurde durch die zwei Stände Adel und Bürgertum bestimmt. Über beiden stand der Fürst, unter dem Adel, als dessen Untertan, der Bauer, unter dem Bürger, als dessen Untertan, wiederum der Geselle und Diener. Ritterschaften und Städte, in sich geschlossene und lebendige Gemeinschaften, waren beteiligt am Staatsregiment; hatten letztere nur durch ihre Vertreter und vor allem durch die Steuerbewilligung einen indirekten Einfluß, so stellten die ersteren Führer zur Staatsleitung und Armee. Weil es damals keinen deutschen Staat gab, sondern Kleinstaaten und Ständewirtschaft, so war jedes Gemeinwesen, jede Korporation sich selber am nächsten, einen einigenden Gedanken gab es nicht. Aus diesem Wirrwarr kleinster Interessengruppen konnte nur eine überragende Macht Herrschaft und Führung erlangen. Diese Macht schufen die Hohenzollern, indem sie die Mitherrschaft der Stände beseitigten, Steuern erzwangen, eine Armee aufbauten und so viel Land nahmen, daß Preußen nicht mehr wie bisher zu groß war, um übersehen zu werden, und zu klein, um mit zu bestimmen. Der absolute Staat der Hohenzollern beseitigte die Ständeherrschaft, nicht aber die Ständeordnung.

An Stelle der Herrschaft über den Staat gaben die Hohenzollernfürsten dem Adel die Aufgabe, das Heer und die Verwaltung zu führen und das Land zu bebauen, dem Bürger, der schon vorher wenig am Staat beteiligt war, die Aufgabe, Handel und Gewerbe zu treiben. Was nicht Edelmann oder Bürger war, hatte keinerlei Rechte in Stadt und Land. Aber auch die Berechtigten waren nur Untertanen eines in allen Dingen allein bestimmenden Souveräns.

Die Französische Revolution brachte die ständische Ordnung zu Fall. In Frankreich entwickelte sich als neue Ordnung der gleichmacherisch-demokratische, zentralistisch regierte Nationalstaat. In Deutschland brachte die von wenigen einsichtigen Männern vollzogene Revolution von oben die Ansätze zum wirklichen Reich, d. h. zu einem Gemeinwesen, das auf der verantwortungsvollen Mitwirkung aller seiner Gemeinfreien beruhen sollte. Dieses Reich sollte alle Deutschen, Österreich eingeschlossen, umfassen; es war also völkisch gedacht. In ihm sollte jeder, allerdings in bestimmter Abstufung, Rechte, aber auch Pflichten haben. „Jeder ist geborener Verteidiger seines Vaterlandes“, formulierte Scharnhorst die umwälzende neue Idee der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder ist an seiner kleinen Stelle, in seinem kleinen Gemeinwesen vom Dorf bis zur Provinz an der Leistung der gemeinsamen Aufgaben mitbeteiligt, kündete der Freiherr vom Stein die neue



Idee der Selbstverwaltung. Welche Stelle nun jeder aber im neuen Aufbau, in der neuen Ordnung einnimmt, bestimmt nicht Herkunft, sondern Fähigkeit. Offizier wurde nur noch, wer die Prüfung bestand. Neben den Charakter tritt als Auslesemaß das Wissen, die Bildung. Die neue Ordnung, die man wollte, war echt demokratisch, d. h., sie war nicht von jener gleichmacherischen Art des sich entwickelnden französischen Nationalstaates, sondern voll hoher Achtung vor natürlichem und gewordenem Rang, kurz vor Führertum. Die neue Ordnung brauchte eine neue Auslese, eine neue Führerschicht. Als Stätte der Auslese und Schulung schuf Wilhelm von Humboldt die neue Universität. Bildung, nicht Geburt, war der neue Maßstab. Es war dieses eine politische, eine revolutionäre Tat allerersten Ranges. Wir können ihrer nur ganz gerecht werden auf dem Hintergrunde des absoluten, des Polizeistaates, in dem alles und jedes von einer vorbildlich arbeitenden Beamtenschaft vorgeschrieben und geregelt war, bis ins Privatleben des einzelnen hinein. Es war ein Zustand völliger Bevormundung, völliger Unmündigkeit, berechtigt zu einer Zeit, in der ein weitblickendes, aufgeklärtes Königtum tatsächlich besser wußte, was der Allgemeinheit, was jedermann fruchtete, aber unzeitgemäß in einer Epoche, in der mit nationaler Leidenschaft eine Welt erobert wurde, in der nicht mehr königliche Armeen, sondern Volksheere kämpften. Nicht ergebene Untertanen wollte man nun, sondern lebendige, interessierte, anteilnehmende Verantwortung tragende Volksgenossen. Wer aber mitreden, mittragen wollte, der mußte Wissen haben: denn dieses allein macht mündig, verhindert den Staat, seine Vormundschaft zu errichten. Wissen macht frei. Frei sollte der einzelne sein, um dann mit ganzer Kraft sich in den Dienst der Nation stellen zu können. Man tut Humboldt unrecht, wenn man ihn unter jene Humanisten rechnet, die nur der Vollendung der Persönlichkeit als letztem Ziele lebten, wie sie es bei den Griechen vermuteten. Es war dieses ein verhängnisvoller Irrtum einer Zeit, die keinen gewachsenen Staat mehr kannte. Es hat niemals einen so vollständigen Politikos gegeben, wie den attischen Bürger des klassischen Athens. Die sophokleischen Idealgestalten konnten nur auf dem Boden des festgefügtten, wenn auch kleinen attischen Staates entstehen. Der Neuhumanismus glaubte allein in und durch den Geist in einer Zeit staatlichen Verfalls den idealen Menschen bilden zu können. Humboldt, der Preuße, kannte und liebte den Staat, so wie er ihn sich wandeln sah und durch viele Jahre an seiner Gestaltung als Minister und Gesandter des Wiener Kongresses mitarbeitete. Sein Irrtum war nur der, daß er glaubte, der befreite menschliche Geist würde allein die Welt regieren können. Die neue Universität war nicht ins Volk hinein, sondern auf eine bloß wenigen erreichbare hohe Wissenschaft, auf Geist allein gegründet; so versäumte er typenbildend zu wirken, die ganzen Menschen zu erfassen wie Jahns Turnertum und Scharnhorsts Soldatentum. Denn dieses galt gleich Drill, gleich Tötung des Geistes. Die militärische Erziehung kam in der



Geschichte der Pädagogik nicht vor. So entschwebte die Universität aus der Mitte der Nation, in die sie die glückliche Vereinigung von Politik und Philosophie hineingebracht hatte, als Fichte, Kant, Schleiermacher und Hegel noch lehrten. Der Geist trat die Herrschaft an, und zwar der losgelöste, der dem Verstande verfällt. Er löste die Herrschaft des Blutes ab, wie sie in der ständischen Ordnung allzu einseitig geworden war. Nun zeigte sich die Kehrseite davon, daß die Preußenkönige dem Adel das verantwortliche Mitregiment genommen und den Bürger nur auf Handel und Gewerbe gestellt hatten. Der Adel, der politischen Schule beraubt, erwies sich als unfähig, mit seiner Bodenverwachsenheit dem losgelösten Geist im Staate die Waage zu halten. Marwitz blieb in seinem Kampf allein, und Bismarck ist eine Ausnahme. Einzig die Armee führte der Adel weiter, hier war und blieb er bestimmend bis auf den heutigen Tag. Im Staat aber wurde er wirtschaftlich bestimmter Landwirt oder gebildeter Beamter und glich sich dem Bürger an. Dieser aber, niemals durch staatliche Aufgaben wesentlich belastet, begab sich völlig in die Macht des losgelösten Geistes. Er wurde der Bildungsträger, die Universität seine Hochburg bis auf den heutigen Tag. Auf ihr wurde der reine Geist gezüchtet. Von ihr aus herrschte nur der Mathematiker, der Altphilologe, der Jurist, kurzum der Gebildete — und nicht mehr der Staatsmann und Offizier. Warum? Weil sie durch ihre Schulung, durch ihre Bildung denken gelernt haben und durch keinerlei Erfahrung, Gefühl, Instinkt getrübt sind. Deshalb ist der Jurist Herr in Deutschland geworden: er ist überall sachverständig, weil er die längste und gründlichste Schulung des formalen Geistes durchgemacht hat. Er braucht nicht in eine Sache selbst einzudringen, sondern sie nur in den Schematismus des reinen Verstandes einzubeziehen, er hat den Schlüssel zu allem in der Hand: je reiner, je losgelöster der Geist, desto näher ist er der wirklichen Vollendung.

Das Zaubermittel aber, mit dem man herrschte, war die Organisation. Das Wort kommt von organisch und bedeutet nichts anderes, als die gewachsene Ordnung, die Form, in der alles lebt und arbeitet. Wie aber der reine Geist ein Feind alles Wachstums ist, das ja von der Natur herkommt, so mußte er aus sich heraus die Form finden, je abstrakter, je allgemeiner, je konstruierter, desto besser; diese Form nun wurde allem Leben aufgezwängt, mit ihr die Reste gewachsener Ordnung abgetötet. Das abstrakte römische Recht eignete sich vorzüglich zur Befestigung der Herrschaft des reinen Geistes, und so feierte es im vergangenen Jahrhundert seine letzten und größten Triumphe.

Nimmt es da noch Wunder, wenn die führende Schicht des Reiches nur noch aus dem Kopfe lebte und Körper und Seele, Instinkt und Gefühl verkümmerten? Für uns ist es schon wieder eine Selbstverständlichkeit, daß wir den Geist zwar dringend brauchen, er aber nur da richtig arbeiten kann, wo er ein Regulativ, einen natürlichen Nährboden in Körper und Seele hat.



Nimmt uns da ferner die Unfähigkeit eines Bethmann-Hollweg, die Unfähigkeit der deutschen Verwaltung in politischer Hinsicht noch wunder?

Der Nationalsozialismus hat den reinen Geist entthront. Er machte den Menschen wieder politisch, d. h. ganz. Auf Grund dieser Ganzheit, dieses neuen uralten Seinsgehaltes läßt sich mit Hilfe einer ganzheitlichen Erziehung langsam beseitigen, was ein Jahrhundert gesündigt hat. An Körper, Seele und Geist wendet sich die neue Erziehung — wie einst in Hellas.

Es sollte gezeigt werden, wie unser Aufbruch vor 100 Jahren zum Reich, ein echter, d. h. politischer Aufbruch, abgebrochen wurde durch die aufgerichtete Herrschaft des Geistes, der, wenn rein, unpolitisch sein muß. Nicht eine mangelnde politische Fähigkeit, sondern ein irrtümlicher Glaube, verbunden mit einer falschen Erziehung, hat uns in den Abgrund geführt.

Wenn im folgenden das Bild Englands und seiner Erziehung betrachtet wird, so soll es nicht zur Nachahmung empfohlen werden, sondern nur als Beweis dienen, daß eine ganzheitliche Erziehung ein Volk politisch bleiben läßt und politisch vervollkommen hilft.

Was bei uns Gymnasium und Universität als Stätten der Erziehung des Führernachwuchses bedeuteten, das sind in England die Public-Schools und die Colleges; letztere sind eine geradlinige Fortsetzung der ersteren, sie haben das gleiche Ziel: die Erziehung des englischen Gentleman, und das gleiche Mittel: die geschlossene Wohn- und Lebensgemeinschaft. Es soll der Kürze wegen hier nur das englische College, d. h. die Universitätserziehung in Oxford und Cambridge, behandelt werden.

Jedes Studium dauert drei Jahre, die Länge richtet sich also nicht nach der Menge des Stoffes, sondern nach dem Erziehungsideal, das ja unabhängig vom Wissen ist; in drei Jahren glaubt man das Ziel, nämlich die entscheidende Formung des Studenten zum Engländer, erreichen zu können. Der Student hört Vorlesungen wie bei uns, ein bis zwei Stunden am Tag. Im übrigen ist er einem Dozenten zugewiesen, der sein Studium überwacht: zu diesem geht er ein- bis zweimal die Woche, läßt sich eine Art Aufsatzthema geben, schreibt es in acht Tagen, bringt den Aufsatz wieder, liest ihn dem Dozenten vor, bespricht ihn, erhält Bücher empfohlen oder ein neues Thema. Ist er fleißig, so arbeitet er vier bis fünf Stunden am Tage. Er wird im Laufe des Jahres einiges bestimmt tun, denn am Schluß jedes Jahres liegt ein Examen. Wie wunderbar frei ist aber sein Kopf in diesen vier bis fünf Stunden der Arbeit: was sich einprägt, bleibt haften, reift und wächst in den Mußestunden, die mit Sport und Geselligkeit ausgefüllt sind, unmerklich. Es geht nicht nur in den Verstand, sondern geht in den Menschen ein und schafft an ihm, statt allein an seinem Intellekt.

Er treibt Sport nicht nur, weil er muß, sondern, weil es dazu gehört wie Essen und Trinken. An diesem Sport ist zweierlei merkwürdig: es gibt kaum Gymnastik,



kaum Leichtathletik, kurz, kein Mitsichselbstbeschäftigtsein, sondern nur das Gruppenspiel; und es gibt keine Sportlehrer. Sport ist Privatsache, Sache der Clubs. Fast alle Erziehung in England vollzieht sich von selbst nach Regeln, die irgendwann einmal erfunden worden sind, gewachsen und weitererbt von Generation zu Generation. Die Rasenspiele: Fußball, Rugby, Hockey, Cricket usw. kennt jeder von der Schule her, Meisterschaft erlangt man durch Übung des Bekannten. Dieser Sport ist nicht eine Angelegenheit des Körpers, sondern Erziehung des ganzen Menschen, und vor allem eine politische Erziehung. Einst schrieb ein Engländer ein Buch: Das Fußballspiel — die Kunst der Beherrschung des Empire. Zusammenspiel vor Einzelleistung ist das Geheimnis aller englischen sportlichen und politischen Siege, wobei die Engländer der Dominions mit dem Mutterlande stets konkurrieren und im Mittelpunkt des englischen Lebens die Kämpfe mit den Kanadiern, Australiern, Neuseeländern und Südafrikanern stehen. Nie eine Chance selber ausnutzen, wenn sie sich für den Mitspieler als noch günstiger erweist, selber so aus dem Spiel verschwinden, daß niemand weiß, wer nachher den entscheidenden Schlag geführt hat, den Schlagenden trifft vielleicht der geringste Teil des Verdienstes, er hatte den Platz inne, an dem er den Schlag führen mußte; die Kunst aller lag darin, dem Schlagenden den Schlag zu ermöglichen. Und einen anderen erzieherischen Faktor weisen diese Spiele auf: sie bringen ewig und immer neue Situationen des Handelns, nur aus dem Instinkt, aus dem Gefühl heraus oder durch eine durch unendliche Schulung erlangte Meisterschaft ist blitzschnell aus dem Augenblick heraus zu handeln. Grundsatzlos ist das Spiel mit Ausnahme weniger Regeln wie die englische Politik. Der Instinkt, das Fingerspitzengefühl entscheidet<sup>1)</sup>.

Die eigentliche politische Schule ist aber der Debating-Club. Hier lernt man politisch, nicht akademisch sprechen: Meister ist nicht, wer durch sein Wissen, sondern wer durch seine Art überzeugt. Ansehen genießt derjenige, der dem Bilde des Engländer als guter Kamerad, als fairer Sportsmann, als nüchterner und überzeugender Sprecher am nächsten kommt. Aber alle drei, der Double-First („summa cum laude“), der Double-Blue (Glieder der Universitätsmannschaft) und der Präsident eines politischen Klubs machen in gleicher Weise Karriere, weil auf allen drei Gebieten der echte Engländer die Oberhand gewinnt.

Das Geheimnis aber der englischen Erziehung ist und bleibt, daß sich alles von selbst vollzieht, diese Erziehung ist unübernehmbar, und man kann auf sie anwenden, was ein Engländer einem Amerikaner auf die Frage antwortete, woher es in England so schönen Rasen gäbe: säen und einige Jahrhunderte pflegen.

So sind die Engländer politische Meister nicht aus einer Begabung, sondern auf Grund eines jahrhundertelangen ungelösten organischen Wachstums; manche

---

1) Unsere größte „politische“ Leistung bleibt der Generalstab, der nach denselben Grundsätzen arbeitet: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen“ wie Schlieffen, oder „Generalstabsoffiziere haben keinen Namen“, wie Seeckt sagte.



Kämpfe des Kontinents schlugen ihre mehr oder weniger hohen Wellen nach England herüber, aber sie konnten das Wachstum nicht erschüttern. Bei uns hingegen ist noch jedes Wachstum durch wildeste Kämpfe unterbrochen worden, abgebogen, durch riesige Willensmenschen wieder zurechtgerückt, kurzum unorganisch. Hoffen wir, daß es dem Dritten Reich endlich beschieden sein möge, ununterbrochenes, wenn auch nicht ungestörtes Wachstum durch Jahrhunderte zu ermöglichen.

Es erhebt sich nun die Frage: Sind wir durch die Wiedergewinnung der Gestalt des politischen Menschen auch in praxi außenpolitisch fähiger geworden? Dazu drei Beispiele aus den letzten sechs Jahren:

Ein deutscher Verein baut irgendwo einer deutschen Minderheit im Osten eine neue Schule, korrekt und altbewährt, gibt Geld, erwirkt die Bauerlaubnis: am Tage nach der Eröffnung sitzt das herrschende Mehrheitsvolk darin — wohl nur zum maßlosen Staunen der Politiker von gestern.

Einem deutschen Gesandten in einem der famosen, nach französischem Muster errichteten Nationalstaaten des Ostens, denen das neue Glück so umhängt wie einem Bauern ein Biedermeierkostüm, wird ein dringender Auftrag seiner Regierung zuteil. Vergeblich bemüht er sich, fernmündlich und persönlich den Herrn Außenminister zu erreichen, er ist angeblich verreist. Da besucht ihn ein Freund, einer, der Tag und Nacht im Grenzland diesseits und jenseits auf der Bahn liegt; der Gesandte klagt ihm sein Leid. Der Freunderbittet sich Vollmacht und begibt sich aufs Ministerium. Er geht ohne zu fragen bis ins Vorzimmer des Ministers; der Minister sei nicht da, heißt es hier; er hört Stimmen im Nebenraum, er stößt die Tür mit dem Fuß auf, haut auf den Tisch, daß die Tinte spritzt, und — hat in einer halben Stunde den Auftrag erledigt und das Vertrauen des Ministers erworben: denn dieser ist ja doch unglücklich, wenn er den Frack tragen muß und wie im Frack behandelt wird.

In Bessarabien war eine deutsche Kirche abgebrannt, Geld hatten die Bauern, aber keinen deutschen Architekten zum Bauen, keinen deutschen Maler zum Ausstatten einer neuen Kirche. Da kam eine Jungengruppe, geführt von Studenten, auf Großfahrt durchs Dorf, einer war Architekt, einer Maler. Als die Schulferien zu Ende waren, schickten die Studenten die Jungen heim, kamen ins Dorf, ließen Semester Semester sein und bauten und malten mit den Bauern die Kirche.

Welches waren die Menschen des reinen Geistes, welches die neuen politischen?

Hier muß eines gesagt werden: als im Deutschland der Nachkriegszeit der reine und der jüdische Geist sich austobten und der Nationalsozialismus die Erneuerung des Reiches von innen unternahm, haben die Jungen das Auslandsdeutschtum als Teil des Volkes wiederentdeckt und ihm oft in letzter Stunde Rettung gebracht: nicht Geld, nicht Bücher, nicht Tagungen waren entscheidend, sondern daß sie, die deutschen Jungen, in die fernsten Winkel Siebenbürgens, der Batschka, des Banats, Bessarabiens und Polens, Südtirols und des Baltikums drangen und nichts anderes brachten als sich selbst, die unverbildeten, klaren, hellen Knaben: das war Auf-



erstehung für beide Teile, das war aber auch Schule der Politik. Denn Deutschland in seiner neuen Form hat eine Aufgabe im europäischen Osten.

Das Abendland ist eine kulturelle Einheit. Führend in ihm waren verschiedene Völker, die Deutschen, Franzosen, Engländer und andere. Vor hundert Jahren riß Frankreich im Gefolge der Revolution die geistige und politische Führung auf dem Kontinent an sich. Nach seinem Muster wurden noch über hundert Jahre später die zentralistisch liberal regierten Nationalstaaten des Ostens errichtet. In Jugoslawien, in der Tschechei, in Polen, ja selbst in Lettland tat man französisch: man zwängte dem eigenen Wachstum eine fremde Form auf; heute wissen die klugen Staatsmänner allenthalben, wie sehr das ein Irrweg war und ist. Für sie alle, die Randstaaten, von Finnland bis an das Mittelmeer, kann nur eine Kraft außer der eigenen eine Hilfe werden: sie kommt aus Deutschland. Indem wir wieder ganz, d. h. politisch geworden sind, sind wir auch außenpolitisch nicht nur befähigt, sondern verpflichtet. Gegenüber der Welt gibt es nun mal eine europäische Ordnung, ob wir wollen oder nicht: in dieser Ordnung wiederum gibt es dynamische und statische Kräfte. Deutschland war im Gegensatz zum saturierten französischen Nationalstaat ein zwar ohnmächtiges, aber dynamisches Gebilde; nun es seine Ordnung hat, wird es seine Kräfte ausstrahlen. Das ist kein Imperialismus, sondern das ist das Geheimnis des Reiches, das das Ausland „the Reich“ schlechthin nennt. Es umfaßt die größten Gegensätze religiöser, rassischer, landschaftlicher, sprachlicher, geschichtlicher Art und beugt sie zusammen wie die Rippen und Streben, die ein Gewölbe tragen. Deutschland ist lebendig durch seine Mannigfaltigkeit. Mannigfaltig durch Konfession und Rasse, durch Sprache und Kultur sind all die neuen Staaten, die ihr eigenes Leben töten, wenn sie gleichmachend wüten wie die Staaten des Westens. Die Staaten des Ostens werden nur von Dauer sein, wenn es ihnen gelingt, die Vielfalt zur lebendigen Einheit zu gestalten. Wir können es ihnen vorleben, seitdem wir uns als Volk in einem geschlossenen Staat wiedergefunden haben. Nur ein Volk, das sich mit hellwachem Instinkt selber kennt, kann andere verstehen und andere leiten, nie durch Geist allein, sondern durch volles Leben. Erziehen wir uns und unseren Nachwuchs kraftvoll an Körper, Seele und Geist, formen wir ihn mit der gleichen Kraft, wie die Hohenzollern einst ihre Preußen geformt haben, dann werden wir durch unsere Haltung außenpolitisch wirken, nicht um Macht zu erlangen, sondern um Europa die neue Ordnung zu geben.

Wohlverstanden: unser Ziel allein ist Deutschland, aber mit Deutschland, als Ausfluß seines Lebens, wird Europa. Scheint das zuviel?

Wir können viel Vertrauen haben: denn wir fangen erst an!

Zusammenfassend: mit Erziehung allein ist nichts getan. Die Grundlage bildet eine neue Seinsschau: aus ihr ergibt sich die neue Ordnung des Menschen, aus der



Ordnung des Menschen die Ordnung des Volkes. Aus der neuen Ordnung des Volkes kann eine neue Ordnung für Europa ausstrahlen. Erziehung aber hat die bescheidene und doch große Aufgabe, die Ordnung im einzelnen, im Volk und — aus ihm — in der Außenpolitik zu pflegen, zu wahren und zu vervollkommen.

## KARL HAUSHOFER:

### Raumüberwindende Männer

Eine Anregung zu geopolitischer Arbeit in bestimmter Richtung

#### Vorbemerkung

Um dem Unsinn, Geopolitik als eine verschleierte Art von Milieutheorie anzuprangern, an der Quelle durch Beispiel entgegentzutreten, werden wir in regelmäßigen Zwischenräumen gerade an überwundenen Räumen zeigen, wie man durch geopolitisches Können, vollendete Kenntnis der erdbestimmten, bodenwüchsigen Eigenschaften eines Schauplatzes, der Bühne für menschliches Handeln, und zwar nicht nur ihrer statischen Züge, sondern ihrer dynamischen Möglichkeiten dazu kommt, auch widerstrebende Räume zu meistern.

Wir fügen vorwarnend hinzu, daß zu solchen Arbeiten, wozu wir unsere Mitarbeiter und Leser einladen, allerdings viel Nachdenken, Quellenprüfen und Zirkelarbeit gehört, und beginnen, um zu zeigen, wie wir uns geopolitische Arbeiten solcher Art denken, die sich unmittelbar mit Heldenverehrung und ihrer volkerzerzieherischen Wirkung zusammenspannen lassen, mit

#### I.

Oskar von Niedermayer und Waßmuß als Raumüberwindern im britischen Lichte.

Prüfen wir den Quellenstoff für zwei Deutsche, die — wie es sich heute langsam herausstellt — als Einzelpersönlichkeiten im Weltkrieg und über ihn hinaus größte raumüberwindende Wirkungen mit geringsten Hilfsmitteln geübt haben, so vereinfacht sich diese Arbeit dadurch, daß ihr britischer Gegenspieler, Christopher Sykes, ein in der Tauchnitz-Ausgabe unsern Lesern leicht erreichbares Buch über „Waßmuß“ geschrieben hat, in dem er einige so markante Aussagen auch über Niedermayer machte, daß damit jene Quelle aus Großbritannien entstanden ist, die Deutschland beiden heute noch schuldig ist.

Was Sykes beiden Gutes rückhaltlos zubilligt, kann in schärfster Prüfung eines Gegners als hieb- und stichfest gelten. Wir prüfen es, alle persönlichen Lichte beiseite lassend, rein auf geopolitische Tatsachen. Immerhin ist der Satz des Gegners dabei an die Spitze zu stellen:



„Die Sendung wurde unternommen mit einem unbeugsamen Heldentum trotz allen Vorwarnungen möglichen Scheiterns.“

Was beide als geopolitisches Erbgut aus ihren Heimatgaueu mitbekamen, der eine, O. v. Niedermayer, „ein Mann von machtvoller Persönlichkeit, ein Bayer, sehr drahtig, mit entschlossenem Gesichtsausdruck und harten, durchdringenden braunen Augen, dem Mannszucht zum Instinkt geworden war, gerade die Art von Mann, die Deutschlands Heer fast unbesiegbar gemacht hatte“, und der andre, Waßmuß, mit allen guten Eigenschaften des Niedersachsen erblich ausgestattet, „von Ohlendorf im Tal von Goslar im Harz, sprichwörtlich durchhaltend, zäh und ausdauernd“ — „mit hoher geistvoller Stirne, lieben, aufnahmefähigen Augen und etwas melancholischem Mund“, das gibt uns zugleich ein Vorbild des Zusammenwirkens süd- und norddeutscher Art zum Erfolg des Ganzen.

Wie Niedermayer den Augenblick divinatorisch erkannte und zu nutzen gewußt hätte, wenn man ihm nicht in den Arm fiel, erzählt Sykes trocken mit der „Ekbatana“-Affäre und der Idee des Handstreichs auf die Ölstadt Abadan, die Enver und ihn gleichmäßig begeisterte. „Niedermayer sah die Gelegenheit — die wahrhaftig eine war —, Abadan durch Handstreich zu nehmen, die persische Ölleitung zu zerstören und damit dem Prestige der Verbündeten schwersten Schaden zu tun.“ „Berliner Vorsicht vereitelte den Plan, in der Absicht, Abadan nicht zu zerstören, sondern später durch eine eigene Expedition — (wie viele noch?) — zu nehmen.“ — „Keine Gelegenheit zur Zerstörung oder Wegnahme des wertvollen Platzes bot sich den Zentralmächten jemals wieder.“ Darin liegt Gericht; aber nicht für die Männer, deren Geistesflug den Raum überwand.

Dann fällt, S. 64, ein Kernschuß des britischen Geschichtschreibers der Vorgänge: „Wenn die Deutsche Mission unter der Führung eines weniger kraftvollen Mannes als Niedermayer gestanden wäre, ist es sehr zweifelhaft, ob sie je weiter östlich als Aleppo gekommen wäre.“

Hier stehen wir vor einer trockenen Tatsachen-Feststellung des Gegners, die wir unmittelbar geopolitisch auswerten können. Auf dieses deutschen Mannes Rechnung kommt also die Überwindung von 5500 Kilometer mehr jenseits von Aleppo, und alles, was von diesen Kilometern aus geschah, darunter auf Niedermayers Rechnung der dritte Afghanenkrieg nach Sykes, auf Waßmuß der britische Kraftaufwand in Südpersien und Kut el Amara.

Den macht- und wirkungstrahlenden wehrgeopolitischen Marschkilometern von Niedermayer fügte Waßmuß auf eigene Rechnung mindestens 1300 im Nahziel noch effektvollere, Zugmayer und Seiler 2400 hinzu, so daß ihr raumpolitisches Gesamtbild ein Arbeitsnetz fast über ganz Iran darstellt und ihre Auswirkung nach den britischen Kriegskarten des Nachrichtendienstes fast ins Groteske übersteigert wurde. Die Karte von ganz Iran auf den Seiten 24 und 25 von Sykes ist ein Ehrenmal für alle deutschen Namen, die darin verzeichnet stehen; die Volks-



phantasie des Nahen und Mittleren Ostens ist nicht dazu angetan, diese Folgewirkung zu verkleinern.

Uns aber muß daran liegen, vor allem zu zeigen, wie auf der einen Seite eben ihre geopolitische und ethnopolitische Landeskenntnis die beiden am meisten von Sykes ins Licht gestellten Männer zu dem Wunder von Raumüberwindung befähigte, das sie vollbrachten, und auf der andern Seite hervorzuheben, wie durch Zusammenwirken „unbezwinglicher, heroischer Leistung“ mit vollendeter Landes- und Raumkenntnis selbst so schwierige Raumwiderstände überwunden werden konnten, wie sie die Ränder Irans, die Salzwüste und die Wüste Lut, die Gebirgswehren Afghanistans und das Hinterland von Buschir entgegenstellten.

Hätten nicht zähe bürokratische Hemmungen geopolitisch Ahnungsloser und das beständige Mißtrauen zwischen Türken und Deutschen, die unsinnigen imperialistischen Vorstöße ehrgeiziger Türken gegen die persischen Randländer einen verhängnisvollen Stimmungsmord und Zeitverlust gekostet, so wäre der dritte Afghanenkrieg mit seinen zerstörenden Folgen für die britische Stellung im Glacis und Hinterland von Indien vielleicht zu einem rettenden Schachzug für Mitteleuropa geworden, und die südpersische Ortswirkung von Waßmuß wäre auf persische und afghanische Reichserneuerer übergesprungen. Jedenfalls lassen sich zwischen den Zeilen von Sykes die Beklemmungen über diese Möglichkeiten leicht erkennen, und so liefert ein ehrendes Denkmal aus Feindeshand uns den Nachweis für die fast einzigartige raumüberwindende Kraft zweier ganzer deutscher Männer, zugleich mit dem Nachweis für den Nutzen eines zuerst selbstlos begonnenen Ringens um die geopolitische und ethnopolitische Erkenntnis fremder Räume.

### ARNOLD SEIFERT:

#### Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen<sup>1)</sup>

In Presse und Schrifttum wird eine ausgesprochene Veranlagung zu wirtschaftlichem Tun dem deutschen Arbeitsmenschen schlechthin zugeschrieben. Es wird damit beispielsweise die Rolle Deutschlands erklärt als die eines Verarbeitungslandes mit geringen natürlichen Gaben, das auf die in seiner Volkskraft wurzelnde Begabung als nahezu einzigen Tauschgegenstand im Güterverkehr der Völker angewiesen ist. Schon um dieser — im ganzen zutreffenden und unbedenklichen — Verallgemeinerung willen scheint es am Platze, Ursprung und Stärke der besonderen wirtschaftlichen Begabung der Bewohner Sachsens und Thüringens zu untersuchen. Eine solche anzunehmen, erlaubt schon der Blick auf die wirtschaftlichen Leistungen. Aber es mag an diesem Augenschein liegen, wenn dem Ursprung

<sup>1)</sup> Der Aufsatz ist dem in Kürze im Universitätsverlag von Robert Noske, Leipzig C 1, erscheinenden „Jahrbuch der sächsischen und thüringischen Wirtschaft“ entnommen.

dieses betont wirtschaftlichen Sinnes bisher wenig nachgegangen worden ist. Einzig die Wirtschaftsgeographen haben darüber gearbeitet<sup>1)</sup>. Zwar bildet für sie die Landschaft, nicht der Mensch die erste Grundlage, doch führt ihre Betrachtungsweise wenigstens an die Frage heran. Für sie sind es die Gunst der Lage, die den mitteldeutschen Raum durchschneidenden Verkehrslinien und die Schätze des Bodens, die die Entwicklung einer weitgehend untereinander abhängigen Wirtschaft auslösten, wachsend Handelsneigungen entstehen ließen und die sächsisch-thüringische Bevölkerung in einem Jahrhunderte währenden Vorgang „in industrieller Tradition“ erzeugen.

Diese Herleitung ist indessen einseitig. Nicht jedes Volk nutzt die ihm von der Natur verliehenen Gaben in gleicher Weise aus. Schon das deutet darauf hin, daß vor, zu gleicher Zeit und neben der Öffnung des Schoßes der Natur und dem Eintreten der Umwelteinflüsse andere Kräfte wirksam werden, deren Wurzeln wir im Volkscharakter sehen müssen. Das Wesen des Volkes ist mitentscheidend bei allem wirtschaftlichen Gestalten; umgekehrt strahlt die gestaltete Form der Wirtschaft in dieses Wesen zurück. Gerade in heutiger Zeit, in der die Frage „Rasse und Wirtschaft“ im Mittelpunkt der Wirtschaftswissenschaft steht, muß versucht werden, das Übergewicht des Wirtschaftlichen im Wesen des Sachsen und Thüringers auch auf seinen Ursprung im Blut zu untersuchen.

Der Sachse (Obersachse) und Thüringer ist aus einer einzigartigen Völker- und Blutmischung hervorgegangen. Von den Kelten, die bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. im heutigen Thüringen saßen, können wir annehmen, daß sie sich zum Teil vermischt haben mit den germanischen Hermunduren und Cheruskern, von denen sie in den darauf folgenden 500 Jahren südwärts zurückgedrängt worden sind. Daß sich die im 2. Jahrhundert n. Chr. von Norden zugewanderten Angeln und Warnen mit den Resten der Cherusker im Westen und den Hermunduren im Osten gegen Ende des 3. Jahrhunderts zu dem neuen Stamm der Thüringer vereint haben, gilt als erwiesen. Die Eroberung des Reiches der Thüringer im Jahre 531 durch die Franken und Sachsen spaltete Thüringen auf der Unstrutlinie in einen nördlichen niedersächsischen und einen südlichen, den ganzen Thüringer Wald überziehenden fränkischen Siedlungsbereich. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts siedelten die fränkischen Herrscher in der Gegend um Ballenstedt und Aschersleben Schwaben und zwischen Unstrut und Helme Friesen an; zur Entsumpfung der Niederungen zogen sie niederländisch-niederrheinisches Bauerntum ins Land (sog. Flamenkolonisation). Seit dem 6. Jahrhundert brach dann über Mitteldeutschland die Slawenwelle herein, die, obgleich von den germanischen Stämmen bekämpft, einen erheblichen Einschuß

1) Außerdem hat Martin Wähler in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde, 5. Jahrg., 5. Heft, Oktober 1930, S. 133 ff. von der kulturpolitischen Seite her die Bewohner Mitteldeutschlands volkscharakterologisch untersucht.



sorbisch-wendischen Blutes auch an zahlreichen Stellen westlich der Saale im Gefolge hatte. Unter den sächsischen Königen, im 10. Jahrhundert, begann mit der Rückgewinnung des slawischen Gebietes zwischen Saale und Elbe die Zeit der deutsch-slawischen Bevölkerungsmischung im heutigen Nord- und Mittelsachsen und des Vorstoßes von Bauern fränkischen Stammes aus dem Gebiet der oberen Saale und Elster ins Vogtland und westliche Erzgebirge. Nach 1100 folgt sodann die langauslaufende Welle der „Ostsiedlung“ durch Aufbruch und Auszug von Thüringern und Mainfranken aus abgelegeneren Stammesgebieten, in deren Verlauf die Wenden — bis auf die bis heute erhaltenen Bestandteile in der Lausitz — gänzlich im germanischen Volkstum aufgingen.

Zu untersuchen ist einmal, ob dem Beieinander so verschiedenen Blutes Kräfte entsprungen sind, die vornehmlich ins Wirtschaftliche wirkten, zum anderen, ob sich in Siedlungsgebieten bestimmten Stammeseinschlags Wesensmerkmale dieser Stämme erhalten haben, denen man einen Einfluß auf die wirtschaftlichen Gestaltungen zusprechen kann, und schließlich — um nicht ebenfalls einer Einseitigkeit zu verfallen —, ob nicht gewisse Natur- und Umwelteinflüsse solchen Kräften und Wesensmerkmalen Anregungen und Stützen boten.

Eine unbeschreibliche Fülle verschiedenen Volkstums ist in den sächsisch-thüringischen Raum geschleudert und in ihm durcheinandergewirbelt worden. Ein Chaos von Bestandteilen zwar verwandten, den einzelnen Stämmen nach jedoch höchst unterschiedlichen Bluterbes, machte den Raum zu einem Gefäß voller Spannungen, in welchem alles nach Ausgleich drängte. Man hat für die Intensität der Vermischung manche triftigen Gründe angeführt: den natürlich begrenzten Raum, seine Eigenschaft als Durchzugsland, das seine Bewohner früh zu wechselseitiger Berührung führte, die alle erfassende Kolonisationsaufgabe, die durch die Slawengefahr gegebene Gemeinsamkeit der äußeren und inneren Abwehrhaltung und andere. Aber wir können darin nur untergeordnete Voraussetzungen erblicken für die gewaltige Blutmischung, die als eine der stärksten der deutschen Geschichte stattgefunden hat. Ihr tiefster Anlaß war und ist der Drang nach Vereinigung mit gegensätzlichem Blut, der aus der ewigen Formsuche des sächsisch-thüringischen Menschen geboren ist, aus seiner nie gestillten und nie stillbaren Sehnsucht nach Einheit und Ganzheit, d. h. nach eben den Substanzen, die sich andere Stämme im Westen, Süden und Nordwesten des Reiches erhielten, die er aber im Vorgang der Stammesvermischung unwiederbringlich verlor, von denen die Ahnung ihm indessen im Blute blieb. Der von der Natur an sich allen Menschen in wechselnder Stärke verliehene Vereinigungsdrang gegensätzlicher Charaktere wird in ihm zu einem fast ins Tragische gesteigerten Trieb, aus dem Chaos zur Einheit, zur Totalität, zur Entspannung zu gelangen, die er indessen nie erreicht, denn jede neue Vereinigung vergrößert nur immer die Vielgestalt seiner Seele, kann ihn immer nur in größere, ja übergroße Vitalität verstricken. Das ist Glanz, Not und

Schicksal des sächsisch-thüringischen Menschen, und erst das macht den Weg frei zum Verständnis sowohl der Stärke der Blutsvermischung, als auch der aus ihr entsprungenen Wesensmerkmale des sächsisch-thüringischen Menschenschlages.

Die Vererbungslehre verneint die Frage, ob durch Blutmischung völkisches Erbgut Wesensveränderungen erfahren kann. Entsprechend ist auch das Ergebnis der Blutmischung auf sächsisch-thüringischem Boden kein wesensmäßig neues, aus der Verbindung verschiedener Stammessubstanzen gewonnenes Element, das sich nun ohne weiteres von selbst fortvererbt, sondern der Erfolg einer Lockerung und Entfaltung vorhandener Erbanlagen. Die Mischung legt Kräfte frei, sie schafft die Entbundenheit des Temperaments, sie macht die Menschen beweglich und geistig rege. Das ist das oberste gemeinsame Wesensmerkmal der Sachsen und Thüringer. Sie sind intelligent, geistig beweglich. Nicht umsonst werden die Sachsen als „flink“ und „helle“ bezeichnet, und auch die Thüringer lassen sich im Denken, Urteilen und Handeln wesentlich von der ratio bestimmen. Wenn irgendwo die Erfahrungstatsache, daß Mischbevölkerungen verwandten Blutes intelligent sind, ihre Bestätigung erfährt, dann hier im Mischungsergebnis des „Blutchaos“ auf sächsisch-thüringischem Boden. Die Zahl der Blutkombinationen und der Vermischungsgrade ist Legion. Daraus erwächst die Vielseitigkeit der Begabung. Aber dieser Gewinn ist erkaufte mit einer Aufspaltung des Erbgutes im Individuum, d. h. mit dem Verlust von Begabungen, die an die Einheit und Ganzheit der Substanz gebunden sind und deren Verwirklichungen wie etwa im bauerlichen Lebenszusammenhang die ganze Innerlichkeit des Menschen fordern. Dieser Verlust an Substanz, an Irrationalem oder besser noch: die Entbundenheit davon löst die geistige Befähigung des sächsisch-thüringischen Menschen aus dem Seinszusammenhang; als Mischungsgewinn sublimieren sich allgemeinste geistige Qualitäten, deren Einsatz beliebig erfolgen kann. Wer nicht gebunden ist, kann sich allem zuwenden. Das ist der Ursprung der Wendigkeit, der Umstellungsgewandtheit und der Anpassungsfähigkeit des Sachsen und Thüringers, und daraus entsprang auch die Bereitschaft und die Eignung zum Einsatz der Kräfte im Speziellen, während der sächsisch-thüringische Individualismus, der seine Wurzel in den zahllosen verschiedenen Blutkombinationen und unterschiedlichen Mischungsgraden hat, daraus seine besondere Form empfängt. Dieser Verlust an Kräften, die in sich ruhen und wirken, bedeutet schließlich, daß der rührig-ruhelose Geist des Sachsen und Thüringers fortgesetzt zu äußeren Verwirklichungen seiner entbundenen Kräfte getrieben wird, mithin von einem Betätigungsdrang erfüllt ist, der sich unablässig fortschreitend allem Neuen zuwendet.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß die Essenz dieser als natürlicher Erfolg des Mischungsvorgangs entstandenen Wesensmerkmale des sächsisch-thüringischen Menschenschlages zugleich auch die



Essenz eines jeden gewerblich-wirtschaftlichen Denkens und Handelns ist. Denn jede Form gehobenerer Wirtschaft, in der für eine Zukunft anstatt nur für ein Jetzt und ein Hier gelebt und geleistet wird, setzt schon solche geistige Fähigkeiten und Tätigkeiten voraus. Das gilt für alles kommerzielle und gewerblich-industrielle Schaffen und ebenso für jede gehobene manuelle Tätigkeit, in der die geistige Beweglichkeit in der Form der Geschicklichkeit und Findigkeit zutage tritt.

Es gibt in der Tat keines dieser Wesensmerkmale, das nicht einen entscheidenden Beitrag zu Gestalt und Leben der sächsisch-thüringischen Wirtschaft geleistet hätte. Das hat seine tiefe Bedeutung vor allem für den stark nach außen gerichteten Betätigungswillen. Äußere Verwirklichungen vermögen in ihrer Vergänglichkeit die erheischte Befriedigung oder Anerkennung immer nur auf kurze Dauer zu geben. Daher mußte dieser Betätigungsdrang zwangsläufig jenen Zustand ausgesprochenen Unbefriedigtseins mit vollbrachter Leistung, jene schöpferische Unruhe erzeugen, die für die Seele jedes begabten Wirtschaftsvolkes kennzeichnend ist und in der wir auch den letzten Grund für die rastlose Produktivität des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen erblicken müssen.

Diese Produktivität wiederum fand ihre Stütze in der Vielseitigkeit der Begabung, und insbesondere in der Eignung und Bereitschaft zum Einsatz auf spezialisierten Arbeitsfeldern. Selten in der Wirtschaftsgeschichte ist der Entfaltung der arbeitsteiligen Industriewirtschaft mit ihrem wachsenden Spezialisismus eine blutmäßige Veranlagung so entgegengekommen, wie hier in Sachsen und Thüringen. Der hochentwickelte und absatzwirtschaftlich eingestellte Gartenbau beider Länder, die vielen Vorkommen landwirtschaftlicher Spezialproduktionen und Monokulturen deuten darauf hin, daß selbst das Bauerntum, wenn der Boden die Möglichkeit bot, diesen Mischungswert zu erwerbswirtschaftlich-spezialistischem Einsatz gebracht hat.

Vor einseitiger Verkümmern und Verdüftigung im Speziellen aber bewahrte die „angeborene“ Wendigkeit. In dieser „im Blute liegenden“ Umstellungs- und Anpassungsfähigkeit sind dem sächsisch-thüringischen Volke Kräfte geschenkt worden, die ideal geeignet waren, die Konjunkturstöße und Strukturveränderungen der modernen Handels- und Industriewirtschaft aufzufangen und zu überwinden. Ja schon Jahrhunderte vor dem kapitalistischen Zeitalter haben diese Kräfte einschneidende Strukturverschiebungen bewältigt. Am lehrreichsten dafür ist die Gewandtheit, mit der die bergmännischen Bewohner des Erzgebirges in den mehrfachen langen Flauten der Förderung nicht nur jeweils sofort zu Ersatzbeschäftigungen, sondern auch zum Hausierhandel griffen, um das in diesen Beschäftigungen Erzeugte abzusetzen.

Zu dieser nicht in wenigen Einzelnen, sondern im ganzen Volksschlag liegenden Gewandtheit fügt sich ergänzend der „Individualismus aus verllorener Einheit und

unterschiedlichster Vielfalt“, der ein wesensmäßig „krisenfestes“ Kleinunternehmertum schuf, das nicht nur neu auftretende Aufgaben leicht meisterte, sondern auch wendig genug war, um alten ohne inneren Zusammenbruch den Rücken zu kehren. Das läßt sich bis in den bauerlichen Lebens- und Schaffensbereich verfolgen, der an sich die letzte Gebundenheit am unbedingtsten fordert. Wo etwa der niedersächsische Bauer nach dem Strick griff, um sich zu erhängen, weil er seinen Hof verlor, da begann der obersächsische die Strumpfwirkerei oder fing einen Handel an. Diese Beweglichkeit und Unternehmungslust hat sich auch in der Wirtschaftsethik der Sachsen und Thüringer niedergeschlagen, die ein gutes Stück ihrer Bestätigung im Luthertum findet. Luther, der ein von der Vermittlung des Priesters befreites Ich-Verhältnis zu Gott schuf, hob das Individuum empor. Fern aller Jenseitsstimmung bejaht der Lutheraner die ratio, das diesseitige Denken und Handeln. Die von Luther selbst in seinen Schriften entwickelte Wirtschaftsethik gibt dem Einzelnen, einzig gebunden als Untertan Gottes, das wirtschaftliche Handeln frei. So wird der Sachse und Thüringer im Einklang mit seinem Glauben wirtschaftsbejahendes Individuum, ohne daß es „des sichtbaren Segens Gottes auf prosperierendem Geschäft“ bedurft hätte, den sich der Puritanismus des ebenfalls stark gemischten englischen Wirtschafts- und Handelsvolkes aus der kalvinistischen Prädestinationslehre konstruierte. Denn die reine Bereicherungsidee liegt dem sächsisch-thüringischen Unternehmer im allgemeinen wenig. Sein Betätigungsdrang sucht Befriedigung, sucht „den Betrieb“, das ist ihm das Wichtige. Die Fälle einer nur auf Vermögensanhäufung bedachten Rentnergesinnung sind in der sächsisch-thüringischen Wirtschaftsgeschichte ebenso selten wie ein Herreninstinkt, der sich z. B. im rheinisch-westfälischen Unternehmertum nicht selten in einer aristokratischen Haltung oder Lebensführung äußert. In der erzgebirgischen Industrie sind noch in den letzten Jahrzehnten die Fälle häufig gewesen, in denen sich Unternehmer „aus Betriebsgründen“ vornehme Privatvillen bauen ließen, um ausländische Kunden gebührend empfangen zu können, selbst aber im Altbau wohnen blieben. Der daraus sprechende Sinn für das Echte und Einfache beleuchtet treffend, wie ausschließlich der sächsisch-thüringische Klein- und Mittelbetrieb aus der Begabung, der Geschicklichkeit und dem Tätigkeitsdrang aller, d. h. aus dem Volke wuchs.

Angesichts solcher Kräfte spielte die Rohstofforientierung der Betriebe eine untergeordnete Rolle. Wohl sind die meisten sächsisch-thüringischen Industrien rohstofforientiert (Holz, Metall usw.) entstanden, aber sie haben ihren größten Aufschwung erst erfahren, als diese Quellen längst versiegt waren. Zum Teil schon seit Hunderten von Jahren sind sie nur noch durch die schöpferischen Kräfte des Arbeiterstammes an ihren Standort gefesselt, während die Rohstoffe auf zum Teil äußerst kostspieligem Wege aus anderen Ländern und Erdteilen herbeigeschafft werden, und schon im 19. Jahrhundert zogen Sachsen und Thüringen neue indu-

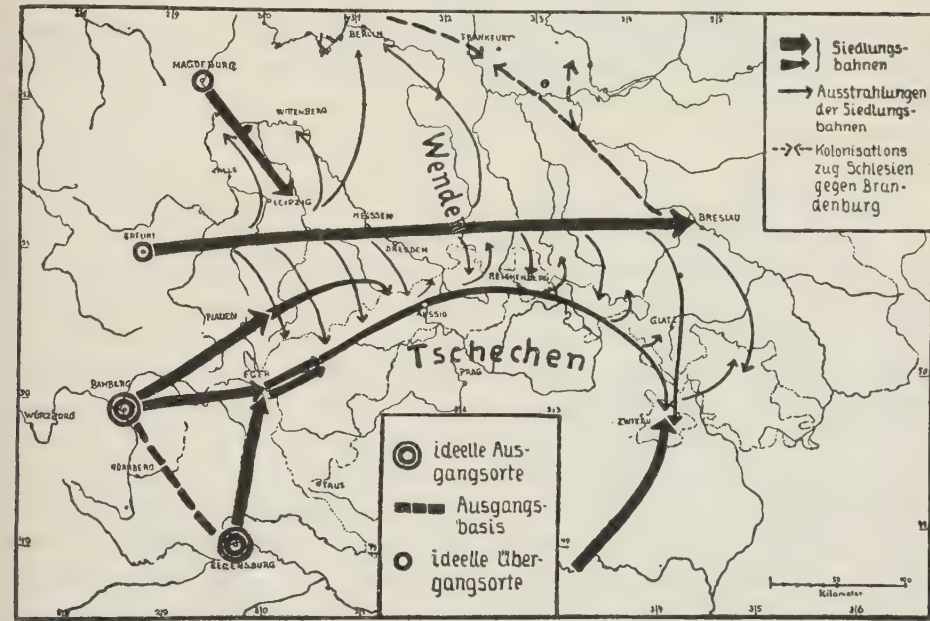


strielle Niederlassungen ausschließlich aus dem Grunde an, weil dort die besten und vielseitigsten Arbeitskräfte zu finden waren. Heute ist die Rohstoffbasis nahezu überall im Raum in Vergessenheit geraten. Was blieb, sind die Wesensmerkmale des Volkes, die vor der Erschließung der heimischen Rohstoffe vorhanden waren und die heute wieder als kostbares Gut im Vierjahresplan zum Einsatz gelangen (Bau von Zellwollwerken in Plauen und Schwarza u. a.). Nichts kann überzeugender die Ursprünglichkeit der gewerblich-wirtschaftlichen Begabung des eingesessenen Menschengeschlechtes bekunden.

Nicht die Summe, sondern das Produkt all dieser Begabungen ist schließlich die besondere Veranlagung der Sachsen und Thüringer zur Handelsleistung, wobei die Sachsen wohl ein kleines Mehr auszeichnet. Die Veranlagung kristallisiert sich in den Punkten Erfurt und Leipzig, die schon als kleine Siedlungen eine stark gemischte Einwohnerschaft besessen haben. Sehr klar zeichnet sich im Falle Leipzig die Quellbedeutung der Blutmischung ab. Im „Schmelztiegel“ der Leipziger Tieflandsbucht ist verschiedenes Blut bereits zu einem Zeitpunkt dem Vermischungsvorgang unterworfen worden, in dem zwar das Wesen des Durchzugslandes schon wirkte, die viel zitierte Mittellage der Bucht aber noch nicht einmal im Reichs-, geschweige denn im europäischen Wirtschaftszusammenhang bestand. Es ist einzigartig, wie hier eine innere Anlage der Bildung des bald den Raum überragenden Verkehrsmittelpunktes Leipzig entgegengekommen ist und wie diese Anlage ihre Kraft bewies, als die Leipziger Landschaft durch die ringsum wachsenden Räume seßhafter Stämme und Völker und die Formung der Nationalstaaten tatsächlich ihre deutsche und europäische Mittel- und Mittlerlage empfing. Aus der gegen die Fugger und Welser behaupteten Monopolisierung des Erzabbaues im mitteleuropäischen Raum, aus der nimmermüden Pflege des Messehandels, aus dem von einer toleranten Zensur geförderten Buchverlagswesen, aus dem sorgfältigen Ausbau des Handelskreditwesens und vor allem aus der brillanten Messeprivilegienpolitik ganzer Ratsherrengeschlechter leuchtet die hellwache Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Leipzigers, dessen Bluterbe bis auf den heutigen Tag stärksten Anteil an der Grundgestaltung der Messe behalten hat. Die Geschichte der Leipziger Messe ist eine Geschichte ihrer Anpassung an die stetig wechselnden Erfordernisse des Wirtschafts- und Handelsverkehrs. Sie gipfelt Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Übergang von der Waren- zur Mustermesse und damit in der Anpassung an die Verkehrsformen der modernen Industriegesellschaft und des Weltverkehrs, deren Vollzug der Leipziger als der einzigen Messe der Welt gelang. Es rundet das Gesagte sinnvoll ab, wenn sich ergibt, daß bei der Erzielung dieses Erfolges die ursprünglichen Kräfte der Leipziger mit denen des ganzen sächsisch-thüringischen Wirtschaftsvolkes zusammenwirkten. Mit ihrer Rührigkeit und Umstellungsgewandtheit zogen die Sachsen und Thüringer den Weltmarkt in das Herz ihrer Landschaft, um diejenigen absatzwirtschaftlichen Nachteile auszugleichen, die

teils in der Eigenart der Erzeugung (Untauglichkeit der Produkte zum Muster-  
versand), teils in der kleinbetrieblichen Unternehmungsform begründet waren.

In unseren bisherigen Erörterungen haben wir bereits hie und da auf wirt-  
schaftlich wesentliche Unterschiede des Volkscharakters innerhalb des sächsisch-  
thüringischen Raumes hingewiesen. Daraus ergibt sich ganz allgemein die Frage,  
ob in den verschiedenen Siedlungsräumen besonders ausgeprägte Stammesmerkmale  
feststellbar sind, die ins Wirtschaftliche wirken oder gewirkt haben. Vergegen-  
wärtigen wir uns dazu die Lage gegen Ende der Ostsiedlung.



Mitteldeutsche Siedlungsbahnen<sup>1)</sup>

In Sachsen unterscheiden wir eine nördliche meißnische Siedlungsbahn von Bauern aus thüringischem Altland und eine südliche mainisch-norderzgebirgische, die auf der Linie Vogtland-Dresden verlief und Franken aus mainfränkischem Altland heranzuführte. Diese zweite Bewegung ist ein Teil der wirtschaftsgeschichtlich hochbedeutsamen mainfränkischen Siedlungsbahn, die sich, vom deutschen Südwesten kommend, nördlich des Fichtelgebirges spaltet in die Ostbahn durchs Egertal abwärts bis ins Lausitzer Gebirge und nach Schlesien und in die Nordostbahn durchs sächsische Erzgebirge bis zu der „Meißen-Freiburger Hemmungslinie“ hin. Beide Bahnen haben sich über die Gebirgskämme hinweg kulturfüllend viel-

1) Aus: Ebert-Frings-Gleißner-Kötzschke-Streitberg, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, M. Niemeyer Verlag, Halle 1936. Karte 62.



fältig vereinigt, und zwar stärker von Süd nach Nord — ein Vorgang, den wir noch ausgeprägter im Thüringer Wald feststellen können, wo die Gebiete nördlich des Kammes bis etwa zur Unstrutlinie dem mainfränkischen Einfluß etwa seit 1000 mehr und mehr erlagen. Die Reihenfolge ist in Thüringen von Süd nach Nord ungefähr Franken-Thüringer-Kleinstämme nördlicher Herkunft — Niedersachsen; dabei bildet etwa die Saale die Grenze nach Osten. Am stärksten gemischt und am dichtesten mit Wenden durchsetzt ist der thüringisch-meißnisch besiedelte Teil Sachsens. Von diesem aus hat eine Bewegung von Siedlern ins Erzgebirge und damit dort eine Durchschichtung des Mainfränkischen mit dem Meißnischen stattgefunden. Mithin sitzen an den Nord- und Südhängen des Erzgebirges und im Egerland und von dorthier im Lausitzer Gebirge, ferner im Vogtland und im ganzen Franken- und im Thüringer Wald vorwiegend Franken, die sich trotz ihrer starken Mischung mit anderem Blut einen ausgeprägten fränkischen Einschlag erhalten haben.

Es gibt nun sehr zu denken, daß sich diese mainfränkischen Siedlungsräume mit dem Verbreitungsgebiet der sächsisch-thüringisch-nordböhmischen Heimindustrien, Waldgewerbe und Spezialproduktionen fast aufs Haar genau decken. Das sind aber jene Wirtschaftszweige, deren letzte Grundlage in der Volkskunst, dem Geschmack, der Phantasie, dem Bastelsinn und der Geschicklichkeit der eingesessenen Bevölkerung besteht, die auf individuelle Produktionsmethoden angewiesen sind und in denen das Kleinunternehmertum vorherrscht. Uhrenindustrie, Spitzen- und Posamentenherstellung und Spitzenklöppelei, Holzschnitzerei, Erzeugung von Holzspielwaren (Erzgebirge) und Puppen, Spielwaren und Christbaumschmuck (Sonneberg und andere fränkische Siedlungen des Thüringer Waldes), Korbflechtereie, Glas- und Porzellanfabriken im Thüringer Wald, im Frankenwald und in Nordböhmen, diese und ähnliche Zweige sind den fränkischen Siedlungsgebieten gemeinsam. Dabei verdanken im südlichen West- und Ostsachsen einzelne Spezialindustrien ihre Entstehung oder ihren Ausbau dem Zuzug von Volksteilen aus der mainfränkisch-süderzgebirgischen Siedlung. So sind die Neugersdorfer Textilindustrie und die Markneukirchen-Klingenthaler Musikinstrumentenindustrie z. B. Ergebnisse der Niederlassung böhmischer „Exulanten“, die aus Glaubensgründen im 16. und 17. Jahrhundert nach Sachsen kamen.

Andererseits ergibt sich — nehmen wir die Großstädte mit ihrer verwischenden Wirkung aus —, daß die Massenfertigung in den meißnisch-thüringisch besiedelten Gebieten Sachsens mit stark wendischem Einschlag am ausgeprägtesten zu finden ist, während das fränkisch besiedelte Thüringen und Erzgebirge Gebiete der Individualerzeugung sind, und zwar auch außerhalb der eigentlichen Heimindustrien (z. B. Präzisionsarbeit und Feinmechanik in der lobdeburgisch-fränkischen Siedlung Jena). Die „Saalelinie“ der volkskundlichen Forschung tritt auch hier hervor: im Westen vorwiegend individualistische, im Osten zunehmend Massenfertigung.

Im nichtfränkischen Siedlungsraum Sachsens ist auch früh schon der Einzelunternehmer von Großbetrieben aufgetaucht mit ungegliederten Massen von Lohnarbeitern, von denen geringe Intelligenz erwartet wurde; in Thüringen bis heute so gut wie nicht.

Am kennzeichnendsten für diese Entwicklung ist die Textilindustrie. Die — in Reichenbach im Vogtland z. B. auf „verfallener Bergnahrung“ errichtete — Wollweberei stellte immer weitaus höhere geistige Anforderungen als die Leinwandweberei. Mit der beginnenden Leinwandproduktion für den Markt wird in Sachsen die Leinwandhausweberei das Privileg des ländlichen Proletariats im wendisch durchsetzten Siedlungsgebiet Nordsachsens und nimmt nach der Lausitz hin deutlich zu. Dort wurde sie im Süden von hochqualifizierter Textilindustrie abgelöst, die meist Gründungen von Böhmen fränkischen Blutes sind oder sich zumindest auf einen solchen Arbeiterstamm aufbauen. Nur aus der Lausitz wurden zur Zeit der Entwicklung der mechanischen Weberei Klagen laut über die Schwierigkeiten, eine intelligente und gegenüber dem Ausland konkurrenzfähige Arbeiterschaft heranzuziehen. Dort schuf der begabte Einzelunternehmer — an Namen ist kein Mangel — den Betrieb und zog mühsam die Arbeiterschaft heran, während im Erzgebirge und Südwestsachsen der Arbeiterstamm den Unternehmer zum Auf- und Ausbau seines Betriebes geradezu lockte. Wo immer in Sachsen hochqualifizierte und vor allem Geschmack erfordernde Weberei, Wirkerei, Spitzen-, Gardinen- und Teppicherzeugung auftaucht, dann im Gebiet der fränkischen Siedlung. „In der Vorgebirgszone“, sagt der Geograph, „tritt die Textilindustrie im wesentlichen in großindustrieller Form auf, während sie im Gebirgsland mehr gewerbliche und handwerkliche Formen annimmt. Hier stützt sie sich auf die wirtschaftliche Initiative des Einzelnen, des Hausgewerbetreibenden, des Kleinunternehmers, dort stehen gewaltige Arbeitermassen im Dienste gewaltiger Unternehmer.“ Wenn wir aber über die Saale stoßen, so treffen wir in der fränkischen Gründung Apolda auf eine schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts betriebene „Phantasie-Strick- und Wirkwaren“-Industrie.

Wir möchten in all dem keinen Zufall sehen. Wenn Wähler in seiner Betrachtung der Volkskunst und der Spielzeugherstellung des Thüringer Waldes darauf hinweist, daß dort fränkisches Bluterbe den formalen Sinn stärker als anderswo entwickelte, so darf man in vorsichtiger Form weiterfassend sagen, daß Phantasiebegabtheit, Geschmacksempfinden und Bastelsinn die besonderen Beiträge der Mainfranken zu den Wesensmerkmalen des sächsisch-thüringischen Volkes im allgemeinen, und zu denen der Bewohner der bezeichneten Gebiete im besonderen sind. Dabei hat der erörterte Mischungsverlust an ganzheitlicher Substanz diese Begabungen in eine Form abgebogen, die für eine handwerklich-kleinindustrielle Produktion wie geschaffen waren, denn die volkskundliche Forschung ist sich darüber einig, daß der in den bezeichneten Gebieten ansässige Thüringer und



Sachse in der echten künstlerischen Gestaltung nicht sonderlich begabt ist, daß sich vielmehr, was anderwärts ganz, stark und herb zum Durchbruch kommt, bei ihm meist ins Kleine, Liebliche, Zierliche, Kindliche und Niedliche verwandelt. Gerade aber das hat seine große Bedeutung für die Ausfuhr dieser Heimindustrien gehabt. So hart es klingt: letzte und höchste Kunst ist keine gängige Handelsware! Hier schuf das kleine Zuwenig den spezifischen Handelswert der Begabung. Das Handwerklich-Gemütvolle dürfte fränkischen Blutursprunges sein, die Umgänglichkeit und Duldsamkeit als Voraussetzung zur Anpassungsbereitschaft an fremden, ausländischen und überseeischen Geschmack wird man als Mischungswert ansetzen dürfen. Wenn dabei in den Volkskunstindustrien im Thüringerwald mehr blumige bunte Malereien, farbige Ornamente, in Sachsen dagegen mehr knorrig-groteske Formen auftreten, so mag hier gleiches fränkisches Blut aus verschiedener Landschaft (herber, dunkler, härter hier, grüner Wald, blumige Wiesen dort) unterschiedliche Anregung geschöpft haben.

Die Herleitung aus dem mainfränkischen Bluteinschlag findet eine weitere Stütze in dem gesamten Verlauf der mainfränkischen Siedlungsbahn quer durch Deutschland (vgl. oben). Man hat diese Bahn an der Verbreitung der — fränkischen — Waldhufenanlage rekonstruiert. Es zeigt sich, daß diese Waldhufenanlage auch im alemannisch-fränkischen Altland bekannt ist. Waldhufenanlagen finden wir z. B. in den Gebieten der Schwarzwälder Heimindustrien! Angesichts solcher Gemeinsamkeiten halten wir es weiterer Untersuchung wert, ob sich diese Spezial- und Heimindustrien im Südwesten des Reiches auch auf einen fränkischen Bluteinschlag zurückführen lassen, zumal der deutsche Südwesten an sich die starke Blutmischung und die Wirtschaftsstruktur mit Sachsen und Thüringen weitgehend gemeinsam hat. Dabei wird man beachten, daß diese mainfränkischen Begabungen offenbar erst durch den Mischungsvorgang frei werden. Darauf deutet die geringere Ausbildung solcher Eigenschaften in Gebieten ungemischter fränkischer Siedlung.

Auch die übrigen festgestellten Unterschiede finden leicht ihre Erklärung im verschieden starken Mischungsgrad oder Bluteinschlag. Die thüringische Industrie ist — mit Ausnahme der größeren Städte — in den Gebieten jenseits der Unstrut mit niedersächsischem oder anderem nördlichen Stammeseinschlag so gut wie nicht vertreten; das sind gleichzeitig auch die Gebiete geringster Vermischung. Im nicht-fränkischen Sachsen ist die Mischung am stärksten; gleichzeitig herrscht dort das schnellste Arbeitstempo und ruheloseste „amerikanische“ Geschäftigkeit. Dort beugt man sich auch eher, ist — wohl infolge des wendischen Einschlags — duldsamer und mehr zur monotonen Lohnarbeit geschaffen, während der Thüringer größere Freiheit und Ungebundenheit (Kleinstaaterei!) verlangt. Die Vogtland-Dresden- und die Saalelinie der Siedlungsforschung kehrt also auch in der Grenzziehung der Räume vorwiegenden Einsatzes von Massen- oder Persönlichkeitskräften wieder.

Manches, was bisher Historiker und Geographen nicht zu erklären vermochten,

würde nach unserer Deutung von selbst zufallen. Der sächsische Erzbergbau müßte als ein Faktor angesehen werden, der die Entwicklung derjenigen handwerklich-gewerblichen Tätigkeiten gestört oder gehemmt hat, denen sich das Wesen der ansässigen Franken eigentlich zuneigte. Diese Überlegung kommt vor allem, wenn man sieht, wie die Mainfranken des Thüringer Waldes ohne die vom Berg gestellte Aufgabe und zeitlich früher (Sonneberg ist als Waldgewerbestadt gegründet) zu den gleichen Neigungsbetätigungen griffen, die bei Wegfall des Bergbaues sofort auch von den fränkischen Erzgebirglern aufgenommen wurde. Ja mehr noch: dieselben und ähnliche Industrien sind im nichtbergbaulichen Nordböhmen ebenfalls fast gleichzeitig entstanden und entwickelt worden. Trotz der in Meißen erfolgten Erfindung des Porzellans ist es im Erzgebirge nicht zur Entwicklung einer Glas- und Porzellanindustrie, für die man die spezifisch volkskünstlerische Eignung der Franken annehmen muß, gekommen, wohl aber im Thüringer Wald und Frankenwald, in Nordböhmen und im Fichtelgebirge. Ebenso wie man die Hemmung des mainisch-norderzgebirgischen Siedlungszuges an der Schranke Meißen-Freiberg wirtschaftlich so erklären kann, daß dieser Zug durch die anhaltenden Erzfunde an den Raum gefesselt und zum Stillstand gebracht worden ist, kann man auch annehmen, daß die mainfränkische Mischbevölkerung des Erzgebirges durch die von der Natur gestellte Aufgabe des Erzabbaues in ihrer eigentlichen Entfaltung gehemmt worden ist.

Daß sie dahin drängte, ergibt sich einmal aus den Nachrichten über die frühe Ausübung dieser Gewerbe im Erzgebirge neben dem Bergbau (Holzspielwaren z. B. seit dem 16. Jahrhundert), zum anderen aus der Art der Erzverarbeitung. Das Erzgebirge ist von einer Unzahl höchst unrentabler Hochöfen kleinsten Ausmaßes übersät gewesen. Kann man darin den Ausdruck der Neigung des vom mainfränkischen Blut bestimmten Menschen zur Individualproduktion am untauglichen Objekt erkennen? Es ist in der ganzen Zeit des Erzabbaues im Gebirge von größeren Abbau- und Verhüttungszusammenschlüssen keine Rede, auch nicht in späterer Zeit, in der man schon Verbesserungen in der Verhüttungstechnik kannte, ja sogar im Erzgebirge erfand! Daß das Bergrecht, das jedem die Bergfreiheit gab, eine Konzentration verhinderte, ist nicht stichhaltig, hätten sich doch Zusammenschlüsse wenigstens in der Verhüttung bewerkstelligen lassen. Von dem Wirtschaftsgeographen ist dieses bergbauliche Kleinunternehmertum als förderlich für die spätere Ausbreitung des Gewerbefleißes und die wirtschaftliche Aktivität bezeichnet worden. Wenn hier ein Nachteil zum Vorteil umgemünzt werden konnte, so deswegen, weil sich damit ein Volk endlich zu einer ihm im Blute liegenden Neigung wenden konnte. Die „nachfolgende“ blühende Kleineisenindustrie, das Gewerbe der Nagelschmiede und der Nadelmacher, das handwerklichen Hausindustriecharakter hatte, ist z. B. die Form, in der die Bevölkerung ihrer Neigung entsprechend die Metallfunde verwertete. Im sächsischen Bergbau-



gebiet sind die geförderten Erze fast immer selbst verhüttet und in den Bergstädten verarbeitet worden, woran sich auch Saigerhütten in Thüringen beteiligt haben. Vom Mansfelder Kupfer, also aus dem nichtfränkischen Siedlungsgebiet jenseits der Unstrutlinie hören wir, daß es nicht dort, sondern von Magdeburger, Nürnberger und Frankfurter Rotgießern und Messingschlägern verarbeitet wurde. Eine Fülle weiterer Einzelzusammenhänge wäre aufzeigbar; sie würden immer wieder nur den Durchbruch der aus dem Bluterbe wirkenden Kräfte klarlegen.

Ohne Zweifel haben Natur- und Umweltfaktoren zur Entfaltung der erörterten wirtschaftlich wesentlichen Eigenschaften und Begabungen Anregungen und Stützen geboten. So sahen wir, daß den Bewohnern Sachsens und Thüringens ein geographischer Faktor die Rolle des in einem Durchzugsland ansässigen Mittlers von Gütertauschen zwischen West, Ost, Süd und Nord zuwies, was ihnen ein gut Teil ihres weltoffenen Sinnes schenkte, und woraus mancher Anlaß zur Bildung von für den Markt produzierenden Gewerben entsprungen ist. Ferner haben wir soeben erörtert, wie stark die Bodenschätze des Erzgebirges die wirtschaftliche Entwicklung Sachsens und damit die Betätigungsrichtung seiner Einwohner bestimmt haben. Auch hat der Bergbau die Städtebildung begünstigt, und städtisches Denken ist gewerbliches, arbeitsteiliges Denken. Im bergbaulichen Neuland überwiegt ferner die männliche Bevölkerung, was die rationale Denkweise an sich in den Vordergrund rückt, und zum Denken in Handelswerten führte die früh eintretende Notwendigkeit einer Entlohnung der Bergleute in Geld statt in Naturalien. Schließlich lockte das geförderte Metall zum Verarbeiten und begünstigte so die Entfaltung einer handwerklichen, kaufmännischen und geistigen Elite in den Bergstädten.

Aber davon abgesehen, hat doch in den meisten Fällen eher ein Zuwenig als ein Zuviel an äußerem Anlaß die innere Entwicklung zum Wirtschaftlichen hin gefördert. So ist der Boden, abgesehen von den wenigen Inseln guter Beschaffenheit für die Landwirtschaft, sehr karg. Es lenkte also eher ein Mangel als ein Überfluß auf Betätigungsformen geistiger Art. Gerade dort, wo der Boden ausgesprochen dürrig war, im Thüringer Wald, im nichtbergbaulichen fränkisch besiedelten Sachsen und Nordböhmen sind die Heimindustrien entstanden. Ähnlich blieb vornehmlich in Sachsen infolge des Fehlens einer Tradition alter Kultur, wie sie z. B. die Stämme im Westen des Reiches aufwiesen, den jungen Koloniallandmenschen keine große Wahl: sie mußten sich Gegenwärtigem und Künftigem eher als Vergangenem zuwenden, weniger aus Überkommenem schöpfen, sondern Neues zu erdenken suchen.

Die Kolonialland-Umwelt mit ihrer Angewiesenheit auf den stammesfremden Nachbar mag auch beigetragen haben zur Umgänglichkeit im Wesen des Sachsen, die sich im Leipziger Raum zur Verständnisbereitschaft für den fremden Kaufmann und Händler formte, und die ihre stärkste Äußerung in der Tolerierung eines katholischen Königshauses durch eine rein protestantische Bevölkerung findet,

ein Königshaus im übrigen, das die wirtschaftlichen Geschäfte des Landes fast immer verständnisvoll, oft besser und glücklicher als die politischen geführt hat.

Eine wichtige äußere Einwirkung auf das Charakterbild wird man auch in dem beträchtlichen Fernzuzug solcher Menschen erblicken müssen, von denen man auf Grund des Anlasses ihrer Zuwanderung annehmen muß, daß sie mit gewerblich-wirtschaftlichem Denken und Handeln bereits vertraut waren. Die Harzer Bergleute des Erzgebirges sind in dieser Beziehung bereits sprichwörtlich geworden; die Parallele zu dem kalifornischen Abenteurer- und Glücksrittertum ist jedoch abzulehnen, denn die eigentliche mainfränkische Besiedlung der Bergbaugebiete ist nicht so erfolgt. Erwähnung verdient weiter, daß in Sachsen die bäuerlichen Siedler zum Teil mit dem Hinweis auf die gute Absatzgelegenheit für landwirtschaftliche Erzeugnisse in den Bergstädten ins Land gerufen worden sind, eine Annahme, die eine Stütze in der außerordentlich milden Form der mitteldeutschen Grundherrschaft (geringe leibherrliche Bindungen, geringer und in Geld abgelöster Pachtzins usw.) findet. Aber wenn solchem Ruf vorwiegend die mit erwerbswirtschaftlicher Neigung begabten Bauernsöhne des Westens gefolgt sein mögen, so ist damit noch nicht die Fortvererbung einer solchen Neigung ohne weitere Blutmischung anzunehmen. Das gilt auch für alle anderen derartigen Selektivwirkungen, z. B. für die Zuwanderung flämischer Färber und den Fernzuzug von Kaufleuten in die oberen Bürgerschichten Leipzigs und anderer kleinerer Handelsstädte. Die modernen Arbeiterwanderungen beanspruchen eine Betrachtung für sich.

Schließlich ist gelegentlich noch darauf hingewiesen worden, daß die Kontrastarmut der Hügellandschaft in der Mitte und im Norden keine starken einseitigen Eindrücke und keinen bestimmten Rhythmus (Strom, Meer, Berge) vermittelt und daher das ausgleichende, beide Teile einer Sache sehende Wesen der Bewohner nicht wenig gefördert hat. Von ähnlichen Wirkungen der Landschaft haben wir schon beim Vergleich der Volkskunstartindustrien des Thüringer Waldes und des Erzgebirges (siehe oben) gesprochen.

Alle diese Einflüsse aus Natur und Umwelt haben zum Bild des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen beigetragen, es aber nicht entscheidend bestimmt. Letztlich bestimmend waren allein die Kräfte des Blutes. Wenn heute gern die sächsisch-thüringische Wirtschaft als eine Verkörperung der gesamtdeutschen bezeichnet wird, so sollte nach dem Gesagten gewagt werden, diese Verkörperung auf jene Vereinigung des Blutes fast aller deutschen Stämme im sächsisch-thüringischen Raum zu beziehen.

Literatur: Aubin, Entwicklung und Bedeutung der mitteldeutschen Industrie, Halberstadt 1924. — Ebert-Frings-Gleißner-Kötzschke-Streitberg, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, Halle 1936. — Lütge, Die mitteldeutsche Grundherrschaft, 1934. — Röllig, Die Wirtschaft Sachsens, Leipzig 1928. — Wähler, Die Bewohner Mitteldeutschlands, Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 5. Jahrg., 5. Heft. S. 133 ff. — Sachsens „grüner“ Handel, Neue Leipziger Zeitung, Nr. 173, 1936.



FRANZ PAUSER:

### Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart III

Wenigen geographischen und politischen Bezeichnungen ist es beschieden, so sehr einer genaueren zeitlichen und örtlichen Feststellung zu bedürfen, wie es bei den Begriffen Burgund und Burgunder der Fall ist. Seit den Tagen Karls des Kühnen ist der Klang dieser Worte mit dem französischen Herzogtum dieses Namens und mit den Gebieten um den schweizerischen Jura verknüpft; frühere Vorstellungen wurden von ihnen überlagert. Die Landschaft, welche die Ausstrahlung der Herrschaft der ursprünglichen Burgunder erblickte, ist dem Gedächtnis unseres Volkes entschwunden, wie die große Geschichte unseres längst verklungenen und vergessenen mittelalterlichen Reiches — auch in ihren Auswirkungen bis zur Gegenwart.

Um gegen die vordringenden Fluten der Völkerwanderung die immer noch römische Provincia zu sichern und mit dem Rhone-Korridor zugleich die Verbindung mit dem letzten Rest der Römerherrschaft im Seine-Becken aufrechtzuerhalten, hatte Aëtius 443 dem verbündeten deutschen Stamm der Burgunder die (oben beschriebene) „Sabaudia“ am Ausfluß des Genfer Sees überlassen — an der Sperre, die schon Cäsar vor den Helvetiern aufgerichtet hatte. Aber im Unterschied zu der Bauernsiedlung der Alemannen und Bajuwaren, welche in geschlossenem Verband ihr Volkstum in den Alpenraum vortrugen, fehlte es den Burgundern nicht allein am Willen zu völkischer Behauptung; ihre Königsmacht begnügte sich vielmehr mit der Ansiedlung zur Beherrschung bestimmter Verkehrspunkte. Und schließlich führte ihr Vordringen nordwärts, in der Maxima Sequanorum — der südlichen Hälfte der ehemaligen Germania Superior —, zwischen den Sichelbergen und den Berner Kalkalpen zu einer Abriegelung der alemannischen Landnahme. Statt zur Begründung eines Eckpfeilers des Deutschtums in Anlehnung an den südwestlichen Alpenzug kam es also letzten Endes durch die Ausbreitung der Burgunder einerseits zur Zerreißung des natürlichen Siedlungsraumes der Alemannen vom Sundgau bis ins Oberland — und im burgundischen Bereich selber zu einer Aufspaltung in die Landschaften, aus welchen in der Folge das Herzogtum der Bourgogne, die Freigrafschaft und die westlichen Gaue der Schweiz und auch die Paßstaaten der Savoyer und des Delphinats hervorgehen sollten.

Wenn hinwiederum diese Teilräume westlich des Alpenkammes später größtenteils der Ausdehnung Frankreichs zum Opfer fielen, so kündigte sich die Kraftlinie aus dem Einzugsgebiet der Seine nach dem Südosten schon 534 in der Vernichtung des ersten Burgunderreiches durch die Söhne Chlodwigs an. Und 575 griffen die Merowinger bereits über die Wasserscheide hinüber und stellten mit der Eingliederung des Aosta-Tals die innere Verbindung ihrer Herrschaft mittelst der Über-

gänge rings um den Montblanc her. Seitdem wird hier auf der Talstufe beim mittelalterlichen Fort Bard nach dreizehn Jahrhunderten noch die Sprachgrenze gezogen. Der Oberlauf der Dora Baltea wird durch den Markt von Aosta am Fuße der beiden Sankt Bernhard-Pässe mit den anstoßenden Tälern, dem Wallis und der Tarentaise, verknüpft; und die Almwirtschaft kennt nur die Gefällstufen als Begrenzung des naturgegebenen Lebensraumes der Gebirgsbevölkerung, mühelos weiden ihre Herden beiderseits der Kämme. So wirken die Bergbauern und die frühe Ziehung der politischen Grenze zusammen, um den Dialekt des Aosta-Tals in das Sprachgebiet westlich der Wasserscheide einzubeziehen. Während aus dem Provinzial-Latein im Küstenland die Schöpfung der provenzalischen Sprache entspringt, ist auf dem Boden des ersten Burgunderreiches das Franko-Provenzalische erwachsen, welches — in klarer Unterscheidung von dem Französischen des Pariser Beckens — bis zur Stufe am Fort Bard reicht. Dagegen nimmt der untere Abschnitt der Dora Baltea mit den Endmoränen von Ivrea als Mittelpunkt an der Entwicklung der Mundarten und der Kultur Oberitaliens teil — des Siedlungslandes der Langobarden. So haben sich schon frühzeitig sprachliche und volkliche Grenzen ausgebildet, welche alle politischen Veränderungen bis in die Gegenwart hinein überdauert haben.

Das zweite Herübergreifen über den Alpenkamm von Westen her macht mit dem Reich der Langobarden dem werdenden neuen Italien ein Ende. Brachten die Merowinger das Königtum der Burgunder zum Verschwinden, so zerstören die Karlinge jenes der Langobarden. Die Nebenbuhler aus germanischem Stamme sind beseitigt; der Weg ist frei, und die Herrschaft der Franken dehnt sich nun von den Gestaden des Ozeans bis in die Mitte der Apenninischen Halbinsel aus. Aber die Blickrichtung auf die Unterwerfung staatlicher Gebilde hemmt die Erkenntnis von den machtpolitischen Möglichkeiten geistiger Kraftzentren: Bis zur Schenkung Pippins war ein Gleichgewicht in dem Nebeneinander des Bischofs von Rom und des Kirchenfürsten von Ravenna gegeben. Dessen Unterordnung unter die päpstliche Gewalt im Zusammenhang mit der Aufhebung des Exarchats führt eine Verlagerung der Kräfte im italienischen Raum herbei, die als solche erst der Zukunft bewußt werden wird.

Schließlich werden bei der Reichsteilung zu Verdun der Raum der Westalpen und seine Vorlande aus den übrigen Frankenreichen ausgegliedert. Sie durchlaufen eine Zeitspanne wechselnder Herrschaften; auf das eigentümlich rasche Aussterben des Hauses Kaiser Lothars folgt die Episode weniger Jahre der Zugehörigkeit zum Reiche Karls des Kahlen. Aber alsbald nach dessen Tode geschieht die endgültige Ablösung, und unter Karl dem Dicken bleibt der westliche Alpenraum außerhalb des vorübergehend wiedervereinigten Frankenreiches, zu welchem jedoch Italien zählt.

Während des Niedergangs der Karolinger entstehen auf der westlichen Ab-



dachung der Alpen zwei neue Staatlichkeiten: Im Raum der Provence und etwa des späteren Delphinats läßt sich 879 der Schwiegersohn Kaiser Ludwigs II., Graf Boso von Vienne, zu Arles als König von Niederburgund krönen. Und in den Durchgangslandschaften um den Genfer See, beiderseits der Jurahöhen wie auf den Flanken des Großen Sankt Bernhard errichtet 888 Rudolf Welf, der Laienabt des Klosters zu Sankt Moritz im Wallis, das Königreich Hochburgund. Südlich der Alpenketten endlich wirft sich nach dem frühen Tode Arnulfs von Kärnten Berengar von Friaul zum König von Italien auf und erlangt 915 sogar die Kaiserkrone.

Aber alsobald setzen Bestrebungen zum Zusammenschluß des Alpenraums mit dem Flachland ein: Auf der Anmarschlinie längs der *Dora baltea* versucht Rudolf II. die Eroberung Oberitaliens. Sein Vorstoß mißlingt wegen der Bedrohung seiner Flanke durch König Hugo von Niederburgund. Allein 933 kommt es zum Ausgleich und Bündnis. Hugo verzichtet auf Niederburgund, er wird zum König von Italien gekrönt; und seinem Sohne wird Rudolfs Tochter Adelheid (die spätere Gemahlin Ottos des Großen) vermählt. Auf der westlichen Abdachung der Alpen ersteht mithin aufs neue ein großes Burgunderreich (und nahezu in den Grenzen des ersten) als Arelatisches Königreich mit der Hauptstadt Arles, wo die Durchgangslinien aus dem Norden Europas mit der Schifffahrt des Mittelmeeres sich treffen.

Jedoch schon 945 wird Hugo aus Italien vertrieben — Berengar von Friaul und Ivrea, Herr der beiden Flanken des Tieflandbeckens des Po, errichtet ein Königtum am Fuß der Alpenpässe; eine neue politische Einheit ist im Aufsteigen, welche in der Folge auch die Oberhand über die päpstliche Macht zu erlangen vermag. Nun schaltet sich Otto der Große ein; erstmals überschreitet ein deutscher König den Brenner 951. Otto fegt den neugebildeten Staat aus dem südlichen Vorfeld; der Papst tritt unter kaiserliche Schutzherrschaft, und nur deutsche Könige tragen hinfort die Kaiserkrone. Endlich wird durch Ottos Vermählung mit der verwitweten Adelheid ein Erbenspruch auf Burgund begründet; den fernen Nordlanden öffnet sich in breiter Front der Zutritt aus dem damals entlegenen Hintergrunde zum Reichtum des Südens, zum Weltmeer und Welthandel.

1033 fällt das Arelatische Reich beim Ableben des letzten Welfen seinem Nefen, Kaiser Konrad II., zu. Es ist die dritte Krone des deutschen Königs; sie zu wahren, ermangelt er nicht der Unterstützung durch die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, sowie durch den Grafen Humbert Weißhand von Maurienne aus sächsischem Geschlecht, den Ahnherrn des savoyischen Hauses. Dieses wird in der Folge zum eigentlichen Nutznießer der Selbständigkeit des Arelats sich entwickeln: Bereits 1050 erschließt einem seiner Söhne die geschickte Heirat mit der Erbtöchter des Markgrafen von Turin den Eintritt in die Po-Ebene im künftigen Piemont. Ein anderer wird zum Bischof von Sitten und Abt des reichen Klosters

zu Sankt Moritz im Wallis bestimmt; damit faßt das Grafenhaus nach dem zu-  
vorigen Erwerb des Aosta-Tals auch nördlich des Montblanc Fuß. Und als endlich  
Amadeus II. seinem Schwager, Kaiser Heinrich IV. (auf dem Wege nach  
Canossa) 1076 den Übergang des Großen Sankt Bernhard sichert, erfolgt in der  
Gewährung weiterer Rechte an dieser Paßstraße die Abrundung der Schlüsselstel-  
lung der Savoyer am Knie des Alpenzuges — von der Linie des Mont Cenis (Mau-  
rienne — Dora riparia) und ihrer Parallele am Kleinen Sankt Bernhard (Taren-  
taise — Dora baltea) bis zum Großen Sankt Bernhard und dem Durchlaß in der  
Klause von Sankt Moritz zum Genfer See und den Juraübergängen, wie dem Netz  
der Aare.

Auf dieser Linie geschieht um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Vor-  
stoß des Grafen Peter II. Er dringt weiter in das schweizerische Mittelland  
vor, bis in den Rücken von Freiburg, jenseits der deutschen Sprachgrenze; er er-  
langt die Schirmherrschaft über Bern, erwirbt Gebiete selbst am Bieler See und  
nach dem Osten hin auf der voralpinen Längsverbindung des Berner Oberlandes  
bis ins Hasli-Tal. Jedoch als er sich anschickt, auch auf die Landgrafschaft  
Thurgau und die Vogtei über Glarus auszugreifen, setzt der Gegenstoß durch  
Rudolf von Habsburg ein und wirft den Savoyer in das Waadtland zurück.

Während der Ausfall der savoyischen Grafen aus dem Hochgebirge weit nach  
Norden das Ziel hat, ihre Stellung an den Alpenpässen bis ins nördliche Vorfeld  
hinein auszubauen, werden diese Vorlande auf der Abdachung der schweizerischen  
Alpen durch ausgesprochene Zergliederung des alemannischen Siedlungsgebiets ge-  
kennzeichnet. Haben schon die wiederholten Teilungen des Herzogtums Schwaben  
den gewachsenen Zusammenhang des Stammes der Alemannen beiderseits des  
Rheins unterbunden, so folgt im Einzugsgebiet der Aare mit der Zertalung des  
Raumes eine Beschränkung der Blickrichtung auf kleine räumliche Einheiten.  
Zwar war es den Zähringern gelungen, während eines Jahrhunderts eine Klammer  
vom Breisgau zum Genfer See zu schlagen; aber durch das Fehlen einer Verknüp-  
fung mit den schwäbischen Kernlanden wurde sie zum Wegbereiter einer abgeson-  
derten Staatlichkeit im Aarenetz. Als bald nach der Erschließung des Alpenüber-  
gangs am Gotthard, welcher die Vorzüge der kürzesten Tiefenlinie mit einmaliger  
Steigung vereinigt, entsteht eine neue Kräfteballung: Aus der Reichsunmittelbar-  
keit, welche König Heinrich und Kaiser Friedrich II. den Talleuten von Uri  
1231 und Schwyz 1240 gewähren — um den Alpendurchlaß dem Zugriff der  
Territorialgewalten zu entziehen —, erwächst, in mannigfacher Gliederung, „Der  
Große Bund in Oberdeutschen Landen“. Er verdrängt die Erben der Dynasten, und  
in jähem Aufstieg erhebt sich die Eidgenossenschaft zu einer europäischen Groß-  
macht. Gerade als sie sich anschickt, den zentralen Alpenraum mit seinem Vor-  
gelände beiderseits der Kämme zusammenzufassen, zerreißt der Faden auf dem  
zerteilten alemannischen Siedelboden endgültig: Über innenpolitische Dinge — Ein-



führung des Römischen Rechts und Steuerfragen — geht dem Reich, zugleich mit dem einzigen deutschen Stamm, in welchem damals ein Machtwille im Volke begründet war, der Raumschutz der an die Alpen angelehnten Südwestmark verloren — und ohne daß das deutsche Volk in seiner notorischen Blickwendung binnenwärts<sup>1)</sup> und in seinem Mangel an Grenzgefühl sich noch lange nachher der eigentlichen Bedeutung des Vorgangs bewußt wird!

Aber auch die Savoyer büßen ihr Vorland im Norden der Alpenketten ein: Auf den Spuren der Landnahme der ursprünglichen Burgunder hatte sich ihre Herrschaft — als politische Macht, nicht in der Ansiedlung von Savoyarden! — im zähringischen Erbe ausgebreitet. Nun wird sie 1475 und 1536 auf den drei Linien: aus dem Mittelland, der voralpinen Längsverbindung im Oberlande und der inneralpinen Furche des Wallis — wieder aus der Paßlandschaft zwischen Jura und Alpenwall verdrängt; und mit dem Verlust des Unterwallis und seiner uralten Paßstraße wird der Große Sankt Bernhard zum ersten Male seit dem frühen Mittelalter wieder zur Grenze. Dennoch ist die Drehung der Achse des Herzogtums nicht verhängnisvoll; nicht von Norden her wird es in seinem Bestand bedroht. Immer noch reicht es von der Bresse, der Landschaft nahe dem Einfluß der Saone in die Rhone, quer über den Mont Cenis und den Kleinen Sankt Bernhard und über die Grajischen Alpen hinweg in die oberitalienische Tiefebene hinüber. Hier haben die Jahrhunderte nach der Stauferzeit im Becken des oberen Po die Klammerung der alten Liguria mit der Gallia Transpadana der Römer zur vertikalen Einheit des Piemont zuwege gebracht.

Entscheidend wird jedoch das Versäumnis der Sicherung der Flanke gegen den Südwesten: Dort ist es nicht allein möglich, von Briançon aus ins Piemontesische vorzustoßen — sowohl auf Turin als auch über das Becken von Barcelonnette und den Col de Larche nach Cuneo im Süden —, vielmehr kann durch den Einbruch in die Täler der Dora Riparia oder der Maurienne die Verbindung der Landesteile beiderseits des Alpenkammes abgeschnitten werden. Schließlich ist aus der Schlüsselstellung von Grenoble auch Savoyen nochmals zu zerteilen, sei es durch das Graisivaudan oder in Umgehung der Grande Chartreuse oder über sie hinweg unmittelbar auf die Hauptstadt Chambéry. Dagegen wird der Zusammenhang der Zone von Briançon mit Grenoble, quer über die westliche Abdachung hinweg, im Becken von Gap und dem Stück der Längstalnarbe, durch das Pelvoux-Massiv gegen den Norden geschützt.

Gleich einem Keil ist die Dauphiné zwischen den savoyischen Landen und der Provence — Reichslehen, das schon 1246 an das Haus Anjou übergeht — in den Raum der Westalpen vorgetrieben. Noch als sich der Aufstieg der Herren von

1) Inschrift am Kapitol zu Washington:

„The spirit grows with its allotted spaces —  
The mind is narrow in a narrow sphere!“



Geopolitik XIV/1

Karte 4: Staatenbildungen auf der westlichen Abdachung der Alpen

(Stand um 1300): Achsendrehungen gegenüber der Römerzeit.

(Grundlagen: Putzers Histor. Atlas und Schweizerisches Lexikon)

- |                                 |                           |   |
|---------------------------------|---------------------------|---|
| — Staatsgrenzen                 | ----- In den Zentralalpen | } Abschnitte der voralpinen Längsverbinding |
| ..... Rand der Tiefebene des Po | ----- In den Westalpen    |   |

Maurienne vorbereitete, war es einem Grafengeschlecht zu Albon im Viennois gelungen, die Talschaften des Graisivaudan, Gapençois, Embrunois und Briançonnais zu vereinigen. 1307 leitet die Einverleibung der Stadt Lyon (gegen den Willen der Bevölkerung!) in das Königreich Frankreich die große Umlagerung der Kräfte ein: Das mittelalterliche Handelszentrum wird zur französischen Provinz; die Achse der Straßenzüge wird aus der Nord-Süd-Richtung auf Paris abgedreht. Die bisherige Theorie der „natürlichen Grenze an den vier Flüssen“ (Rhône, Saone, Maas



und Schelde!) wird nun von den Franzosen aufgegeben; es folgt der Vorstoß in den Raum der Westalpen, später jener gen Italien. Und als endlich der letzte Graf von Vienne, Nachfahr des Barons Tour du Pin, des Gemahls der Erbin der Delphinen, 1349 das Delphinat gar an den Sohn des Königs Philipp Valois verkauft — in der Zeitspanne zwischen der Niederlage der Franzosen bei Crécy (wo König Johann von Böhmen für Frankreich fiel), und dem Siege des Schwarzen Prinzen bei Maupertuis —, bleibt die Sternenstunde zur Rückgewinnung Burgunds im hundertjährigen Kriege der Franzosen mit den Engländern auch von Savoyen ungenutzt. Im Gegenteil, Kaiser Karl IV. belehnt den König von Frankreich im selben Jahre 1356 mit dem Delphinat, und 1377 überträgt er nach dem Savoyerfürsten dem Dauphin das Reichsvikariat in ganz Burgund. Karl IV. begnügt sich damit, durch seine eigene Krönung zu Arles 1365 den Rechtsanspruch der deutschen Könige in der Form festzuhalten. Aus diesem Blickwinkel, an der Nahtstelle der drei Reiche, seien es nun Deutschland-Burgund und Italien oder Frankreich-Burgund und Italien, wird anderthalb Jahrhundert später Franz I. gegen Karl V. nach der Kaiserwürde streben.

Savoyen aber bildet in jenen Zeiten die Mark des Reiches. Seine geographische Lage erzwingt die Anlehnung an stärkere Gruppen zum Schutz vor der wachsenden Ausbreitung der französischen Macht. Und die Folgen jener Unterlassung der glücklichen Erheiratung des Delphinats haben ihre Auswirkung auf die gesamte künftige Politik der Savoyer — bis auf den heutigen Tag!

Ohne Flankensicherung, am Ende der Anmarschlinien Hannibals, wird das Land bald zum Kriegsschauplatz: 1538 verschwindet es beim Waffenstillstand zwischen Karl V. und Franz I.; allein 1559 entsteht es aufs neue im Frieden zu Le Cateau-Cambrésis. Im Pfälzer Raubkrieg steht es auf der Seite der Großen Allianz gegen Ludwig XIV. Dann wechselt es jedoch kurz vor dem Spanischen Erbfolgekriege zu Frankreich über. Englische Subsidien und die Aussicht auf Landgewinn führen es 1703 wieder zu den Verbündeten zurück. Aber ungeachtet des Sieges Marlboroughs, des Prinzen Eugen und des Markgrafen Ludwig von Baden 1704 — auf dem nördlichen Vorland des Alpenwalls, bei Höchstädt an der oberen Donau! — fällt ganz Savoyen mit Oberitalien vor dem Feldherrn Ludwigs, dem Herzog von Vendôme. Erst der glänzende Sieg Eugens beim Entsatz des belagerten Turin 1706 vertreibt die Franzosen aus der Po-Ebene; und der Friede zu Utrecht schließlich 1713 stellt den Besitz des Savoyerhauses im Alpenraum wieder her und gibt ihm dazu noch — in Einleitung der Entwicklung zum südlichen Italien hin! — Sizilien als Königreich (welches in der Folge gegen Sardinien eingetauscht wird)!

Am Ende des Jahrhunderts nimmt Savoyen an der Ersten Koalition gegen die Französische Revolution teil; aber 1797 wird sein König, unter Abtrennung der savoyischen Stammlande und Nizzas, von Napoleon zum Bündnis gezwungen. Und



Geopolitik XIV/1

1802 wird am Ende auch das Piemont französisch, und Frankreichs Grenze ist bis in die Aemilia hinein vorgestoßen!

Von nun an ist die überlegene Stärke des Beherrschers der westlichen Abdachung der Alpen endgültig dargetan; die französische Orientierung der großen Politik des savoyischen Hauses erlangt die Oberhand. Und vor den geographischen Bedingtheiten kommt selbst die Veränderung der Siedelverhältnisse politisch nicht zur Geltung: Wenn heute italienische Wachstumspitzen auch im Rhone-Korridor eingesenkt sind — im ehemaligen Raumpuffer, von welchem das binneneuro-



päische Reich der Römer seinen Ausgang nahm —, so werden sie dennoch in diesem Abschnitt der Vorlande des Alpenzugs nicht als Machtgrundlage dienen können, denn das Römerreich fußte auf dem freien Seeweg zum Forum Julii, d. h. auf der Herrschaft im Mittelmeer. Und seitwärts des Rhone-Korridors sicherten freundliche Völker den Alpenraum — das Hochgebirge, das den Italienern wie Römern und Franzosen lebensfremd bleibt und daher auf beiden Staatsgebieten einer zunehmenden Entsiedelung anheimfällt! An die Stelle dieses Flankenschutzes durch neutralen Boden ist die politische Grenze auf dem Alpenkamm getreten; selbst der letzte Abschnitt der Anmarschlinien Hannibals, die savoyischen Stammlande, fallen 1860 Frankreich zu.

Damit wird (auch ohne der zusätzlichen Angriffsstellung Korsikas zu gedenken!) die Festlandgrenze Italiens nach Westen hin undurchdringlich: In tiefer Gliederung leiten vier Linien über die westliche Abdachung heran. Ihnen entgegen stehen in dem schmalen Randgebiet des Steilabfalls vor der Ebene des Po nur die beiden Züge der Dora baltea und Dora riparia, welche wiederum durch die Viertausender-Masse des Gran Paradiso voneinander geschieden werden. Nicht in diesem Teil der Alpenketten wird dann die Theorie der „natürlichen Grenze auf der Wasserscheide“ mit Eifer verkündet — um schließlich einer noch vorteilhafteren Platz zu machen: Dem dritten Italien schenkt der Ausgang des Weltkrieges mit dem Saum der alten Raetia am Fuße der Ostalpen eine Raumtiefe, die nicht geringer ist als jene der gesamten westlichen Abdachung! Und eine im außerdeutschen Raum beispiellose Konstellation — nicht eigenes Verdienst, es bestehe denn in der Geschicklichkeit, den reifen Apfel, der dem Wartenden zufällt, nicht entgleiten zu lassen! —, die Gunst der Stunde wirft unverhofft dem „vierten Italien“ im wieder erstehenden „Noricum“ ein Vorfeld in seiner modernen Form zu! Und damit wird endlich der Versuch unternommen, das Reich Cäsars und des Augustus in umgekehrter räumlicher und zeitlicher Folge aufs neue „aufzuzäumen“ — aber das steht auf einem anderen Blatte.

Schließlich scheint nach den Erfahrungen aus dem Feldzuge in Abessinien — mit seiner (allerdings einseitigen) Verwendung der Luftwaffe in großem Maßstabe — eine Neubewertung der Anmarschlinien im Gebirge einzutreten. So zweifellos im bisherigen Landkriege, d. h. vor der Entwicklung des Flugwesens, die Überlegenheit des Beherrschers der westlichen Abdachung der Alpen vorhanden war — nunmehr drängt sich die Frage auf, ob angesichts der geringen Möglichkeiten des Ausweichens auf den in den Gebirgskörper eingegrabenen Verbindungslinien auch weiterhin deren Behauptung und Sicherung, oder vielmehr die Möglichkeit zu ihrer Störung und sogar Unterbindung gegeben sein wird.

## R. S.: Japanische Agrarfragen III

### Inhaltsangabe:

- |   |   |
|---|---|
| 1. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan<br>2. Klima und Arbeitsweise in Japan<br>3. Das Eigentum des Bauern am Boden<br>4. Japanische Pachtverhältnisse | 5. Schulden, Steuern, andere Lasten des japanischen Bauern<br>6. Lebensstandard des japanischen Bauern<br>7. Strukturwandel der japan. Landwirtschaft<br>8. Agrarpolitische Meinungen |
|---|---|

### V. Schulden, Steuern, andere Lasten der Bauern

Die Belastung der japanischen Bauernschaft beschränkt sich durchaus nicht nur auf Pachtzahlungen. Eine große Anzahl direkter Staats-, Provinzial- und Gemeindesteuern, dazu noch recht hohe indirekte Steuern, die nicht erfaßt werden können, kommen hinzu. Außerdem gibt es noch zahlreiche Sonderabgaben für wirtschaftliche Verbände und Vereinigungen. Die Hauptstaatssteuer, die Grundsteuer, wird fast ausschließlich vom Grundbesitzer geleistet. Nur in Ausnahmefällen hat auch der Pächter einen Teil zu übernehmen. Die anderen Steuern werden in abgestufter Höhe von allen Bauernkategorien aufgebracht. Alle Steuern müssen in Geld gezahlt werden, was für den armen Bauern seine besonderen Schwierigkeiten hat. (Verkauf der gesamten Ernte sofort nach der Ernte bei der später sehr häufig auftretenden Notwendigkeit, neue Lebensmittel zu eventuell erhöhten Preisen kaufen zu müssen.)

Im allgemeinen ist die steuerliche Belastung des Dorfes unverhältnismäßig hoch. So leicht die Besteuerung für große Vermögen und Einkommen aus Handel und Industrie ist (im Interesse der Kapitalbildung, die in einem armen und ehrgeizigen Lande so wichtig ist), so schwer wiegt die Besteuerung der Landwirtschaft. Bewußt treibt der japanische Staat auch in dieser Hinsicht eine Politik, die alle Rücksichten auf den modernen Teil der japanischen Wirtschaft nimmt, aber wenig Entgegenkommen für ihren schwächeren landwirtschaftlichen Teil zeigt. In einer Veröffentlichung eines landwirtschaftlichen Verbandes von sechs Provinzen von 1931 werden z. B. folgende vergleichende Angaben gemacht:

### Verhältnis der Steuern und Lasten zu den Einkommen

	Einkommenstufe		
	500 Yen	1000 Yen	2000 Yen
Grundbesitzer .....	45,1 %	58,5 %	49,3 %
Selbständiger Bauer .....	36,3 %	32,7 %	25,2 %
Pächter .....	7,7 %	7 %	17,1 %
Gewerbetreibender .....	16,5 %	14,1 %	16,9 %

Praktisch bedeutet dies, daß der Grundbesitzer auf dem Lande bei gleicher Einkommenstufe das zweieinhalbfache an Steuern zu tragen hat wie der Gewerbetreibende. Beim selbständigen Bauern ist die Belastung ungefähr zweimal



so groß wie die des Gewerbetreibenden. Der Pächter hat bei kleinem Einkommen ungefähr die Hälfte an Steuern zu entrichten, bei größeren Einkommen ungefähr dasselbe wie der Gewerbetreibende. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß der Pächter noch seine Pachtrente zu zahlen hat, also rund 60—70% seiner Einnahmen wieder abzugeben hat. Der japanische Staat trifft also nahezu konfiskatorisch auf.

Doch der Bauer hat noch mehr kostspielige Sorgen. Die Schuldenlast des japanischen Bauern dürfte mit die schwerste Schuldenlast in der Welt sein. Er ist nicht aus Leichtsinne verschuldet. Selten ist ein Mensch so sparsam, so häuslicherisch wie der japanische Bauer. Von vielen Seiten sind Schätzungen der Bauernschulden unternommen worden. Alle laufen darauf hinaus, daß die japanische Bauernschaft heute mindestens 7—8 Milliarden Yen Schulden habe. Das heißt also, jeder Bauernhaushalt hat durchschnittlich 1200—1500 Yen Schulden zu tragen. Der japanische Finanzminister gab 1935 das durchschnittliche Nationaleinkommen pro Kopf mit rund 167 Yen jährlich an. Das bäuerliche Einkommen liegt sicherlich noch unter diesem Durchschnitt. Somit ist die durchschnittliche Schuldenlast für einen Bauernhaushalt heute schon mindestens doppelt so hoch wie das Jahreseinkommen der Bauern. Dabei nimmt man im allgemeinen an, daß die Gesamtschulden der Bauern um jährlich rund 600 Millionen Yen wachsen, eine für die letzten Krisenjahre sehr konservative Schätzung. Am meisten sind die Halbpächter verschuldet; 90 von 100 Halbpächtern, 83% der Pächter und 80% der selbständigen Bauern sind verschuldet. Die Zinsen für diese Schulden schwanken zwischen 8% (in sehr seltenen Fällen) bis zu über 25% jährlich. Der wirtschaftlich gesunde Bauer mit eigenem Grund und Boden kann oft von einwandfreien Landbanken zu 8—10% borgen. Der schwächere muß schon zum Reishändler und Kunstdüngerlieferanten gehen, der neben hohen Zinsen meistens noch Forderungen in bezug auf den Verkauf der nächsten Ernte und den Ankauf von Dünger stellt. Der Zwergbauer aber ist dem Dorfwucherer ausgeliefert, besonders dann, wenn es sich um Schulden handelt, die aufgenommen werden müssen, um die Familie die letzten Monate vor der neuen Ernte überhaupt am Leben zu erhalten. Im Gegensatz zu der starken Zinssenkung in Deutschland für die verschuldete Landwirtschaft gibt es in Japan keine Maßnahmen und erst recht keine entschlossene Agrarpolitik in dieser besonders brennenden Frage.

Die Verschuldung des japanischen Bauern ist offenbar hoffnungslos. Auf Fragen, wie sich der Bauer die Schuldentilgungen denkt, gibt er häufig als Antwort: überhaupt nicht oder durch den „Verkauf“ einer Tochter. In der Tat ist diese Praxis, die man juristisch besser mit dem Namen „Bevorschußung der Tochter“ bezeichnet, die aber in Wirklichkeit direkter Verkauf oder zeitlich begrenzte Aushändigung ist, stark verbreitet. Dabei ist gerade in den letzten Krisenjahren besonders aus den nördlichen Provinzen eine starke Zunahme dieser unerfreulichen

Erscheinung festzustellen. Zum Teil gehen diese Mädchen in die Fabriken, wo sie für Jahre in den Fabrikräumen zu leben haben, oder aber sie werden in Häuser recht zweifelhaften Rufes gesteckt<sup>1)</sup>.

## VI. Lebensstandard der japanischen Bauern

Einen richtigen Eindruck von der Bedeutung der in Japan geltenden Pachtsätze, der Steuern und Abgabenlasten, ohne Berücksichtigung der Schulden, erhält man erst, wenn ihre Wirkung auf den bauerlichen Haushalt und damit auf die Lebenshaltung der Bauernschaft geprüft wird.

Nach offiziellen japanischen Statistiken des Land- und Forstwirtschaftsministeriums über Bauernhaushalte, deren Ergebnisse wegen der kleinen Auswahl und Beschränkung auf günstiger gestellte Haushalte eher zu optimistisch sind, sollen folgende Jahresabschlüsse typisch sein: nach Abzug der Kosten für die landwirtschaftliche Produktion, der Steuern und Lasten und lebensnotwendigen Haushaltsausgaben, erzielte ein selbständiger Bauer 1921 einen Jahresüberschuß von 100 Yen. 1930 war das Jahresergebnis ein Defizit von 82 Yen geworden. Für die Pächter und Halbpächter wird bei noch niedrigeren Haushaltsausgaben ungefähr ein ähnliches Defizit herausgerechnet. 1933 hatten von allen Bauernkategorien zusammen ein Drittel ein Defizit, die übrigen einen ganz kleinen Überschuß. Ein japanischer Reichstagsabgeordneter errechnete 1933 für alle Bauernhaushalte, nicht bloß für die wenigen, die vom Land- und Forstwirtschaftsministerium statistisch untersucht wurden, ein Defizit von rund einer Million Yen heraus. Das heißt praktisch einen geringen Überschuß für die größeren und reicheren Bauern, ein erhebliches Minus für die ärmeren Schichten. Sicher ist auf jeden Fall, daß die Mehrzahl der japanischen Haushalte bei primitivster Lebenshaltung im besten Falle einen Lebensstandard haben, der unter oder gerade bis an das Existenzminimum reicht. Dabei ist, wohl gemerkt, kein Abzug für Schulden gemacht worden; Schuldenabzahlungen bringen unweigerlich die Mehrzahl der japanischen Bauern auf ein aktuelles Hungerniveau, ein Zustand, der auch durch jede unter dem Durchschnitt ausfallende Ernte herbeigeführt wird; die dann einsetzenden Preissteigerungen für Reis verschlimmern nur die Lage des ärmeren Bauern.

Doch unter den diesen Berechnungen zugrunde gelegten Einnahmen sind auch alle Einnahmen aus nichtlandwirtschaftlicher Arbeit eingerechnet. Nach ebenfalls amtlichen Statistiken und besonderen Berechnungen des schon erwähnten Experten S. Nasu, machen diese Einnahmen aus nichtlandwirtschaftlicher Arbeit 25—30% der Einnahmen aus. Die landwirtschaftliche Arbeit allein kann also die Mehrzahl der japanischen Bauernhaushalte nicht ernähren! Der Bauer ist auf Nebenerwerb absolut angewiesen. Früher fand er diese Nebenarbeit leicht in der Heimarbeit und

1) Über diese geschilderten Tatsachen hat die japanische Presse, besonders während der Nöte im Tohoku-Distrikt, zahlreiches Material veröffentlicht.



gewerblichen Produktion des starken selbstgenügsamen Dorfes. Heute, nachdem Fabrikarbeit einen großen Teil der Heimarbeit und des dörflichen Gewerbes vernichtet hat, wird es immer schwerer, Nebenarbeit zu finden.

Doch wie sehen denn nun die Haushaltskosten der Bauern aus, ihr Bedarf, mit dem sie ihr tägliches Leben fristen und der ihren Lebensstandard bestimmt? Einmal steht fest, daß die Haushaltsausgaben des Bauern noch niedriger sind als die des japanischen Arbeiters, der selbst schon ein außerordentlich bescheidenes Dasein führt. Nach einer offiziellen Statistik betrugen die monatlichen Haushaltsausgaben durchschnittlich, einschließlich der reicheren Bauern, im Jahre 1934 knapp 50 Yen. Ein Bauernhaushalt besteht aber aus rund sechs Personen. Tatsächlich liegen die Haushaltsausgaben für die große Mehrheit der japanischen Bauern noch viel tiefer, und man dürfte kaum fehlgehen, wenn die monatlichen Ausgaben zur Bestreitung des nackten Lebens zwischen 5—7 Yen für eine Person des Haushaltes ausmacht. Eine erschreckend geringe Summe.

Je niedriger der Lebensstandard, desto größer der Anteil, der für Nahrungsmittel verbraucht wird. So verbraucht nach Material des Statistischen Reichsamtes (japanisch) der Bauer von seinen Haushaltsausgaben 46% für Ernährung, der japanische Arbeiter 40% und der Angestellte nur 33%. Für Kleidung dagegen verbraucht der Bauer rund 8%, der Arbeiter 13% und der Angestellte 14%. Für Bildung und Vergnügen dagegen wendet der Bauer 2% auf, der Arbeiter 3% und der Angestellte 5%. Für Kinderpflege der Bauer 0,4%, der Arbeiter dagegen 6,4% und der Angestellte 6,2%.

So ist es auch einleuchtend, daß die Kaufkraft der Bauernschaft auf dem inneren japanischen Markte sehr klein ist. 1934 kaufte ein Bauernhaushalt an gewerblichen Produkten für seinen Haushalt, nicht für die landwirtschaftliche Produktion, einschließlich Verbrauch an Elektrizität und Hausgeräten, nur für 92 Yen. In der Notlage der Bauernschaft liegt ein Teil des Dranges der japanischen Industrie nach Exportexpansion begründet.

Und selbst die Nahrung des Bauern, für die er fast 50% seiner Haushaltsausgaben spendet, ist eine unwahrscheinlich frugale Nahrung. Das Innenministerium stellte fest, daß die Hauptnahrung durchaus nicht etwa reiner Reis sei, sondern für 78,6% der untersuchten Fälle ein verschlechtertes Gemisch von Reis mit Gerste. Nur 19,8% aller Fälle kennt reine Reisernährung; 1,5% hat andere Nahrungsmittel als Hauptnahrung. Fleisch kennt der Bauer so gut wie gar nicht. Vielleicht einmal im Jahre wird Fleisch gegessen. Aber auch Fische sind im bäuerlichen Haushalte eine seltene Delikatesse. Im besten Falle ißt er Fischköpfe, ein- oder zweimal richtigen Fisch. Selbst die Fischer verkaufen fast restlos ihren Fang und begnügen sich mit dem Reisgerstegemisch, durch Fischköpfe etwas abwechslungsreicher gemacht. Gesalzene Rettiche, Zwiebeln sind die einzigen Zutaten, die er sich leisten kann. Verschiedenes Gemüse ist für den Durchschnittsbauern schon

eine festliche Zutat. Nicht umsonst gilt in Japan das Wort, daß „Takuan“, eine Rettichart, für den Japaner dasselbe ist wie Butter für den Europäer.

So können denn folgende Beispiele, eigene Feststellungen, Meldungen aus Tageszeitungen und Materialien aus Broschüren und Zeitschriften entnommen als durchaus typische Einblicke in die Lebenshaltung des japanischen Bauern angeführt werden: der Dorfschulze von Toyohashi in der Eichiprovinz teilt mit, daß die Bauern eines Dorfes nach dem Verkauf ihrer Ernte auf Grund der zu niedrigen Reispreise gegenüber ihren Ausgaben, ein Defizit von durchschnittlich 48 Yen haben, und daß sie sich nur durch neues Schuldenmachen durchbringen können. Aus derselben Provinz zur selben Zeit wird aus einem anderen Dorfe gemeldet, das überwiegend von Seidenraupenzucht lebt, daß die Bauern wegen zu hoher Reispreise nur für die ersten vier Monate zu leben haben<sup>1)</sup>. Billigen Regierungsreis wagen sie nicht zu kaufen, einmal wegen der notwendigen Barauslage und zweitens weil ihre Reishändler drohen, die Schulden rücksichtslos einzutreiben, wenn sie nicht von ihnen den teuren Reis beziehen. Aus der Provinz Wakayama wird von einem Dorfschulzen berichtet, daß von 428 Haushalten nur zwanzig ihre dreimal täglich gewohnten Mahlzeiten einnehmen. Die übrigen Haushalte essen eine aus zerstampftem Reis bestehende dünne Brühe. Von 400 Schulkindern sind nur 12 ausreichend ernährt. Aus dem Dorfe Nifu (Shigaprovinz) werden jährlich 40 Kinder zur Arbeit in andere Provinzen geschickt, nicht um für die Eltern Geld zu verdienen, sondern nur um den Reisvorrat der Familie zu Hause durch Verminderung der Zahl der Esser zu strecken. In der Eichiprovinz bleiben rund 30 % aller Schulkinder dem so ersehnten Schulausflug fern, wenn 10 sen, d. h. 7 Pfennige für Fahrtausgaben mitgebracht werden müssen. Aus einem Dorfe der Kochiprovinz meldet der Schulze, daß von 500 Haushalten 330 vor dem Bankerott stehen; nur 130 bezahlen noch ihre Schulden. 5 dorfarme Familien gehören der alten Dorfarmut an; die übrigen 38 Armen sind in den letzten Jahren in die Dorfarmut hinuntergesunken. Aus verschiedenen Provinzen wird häufig gemeldet, daß die Bauern den Verbrauch von Streichhölzern eingestellt haben, daß sie wieder zum Feuerstein zurückgegriffen haben. Noch häufiger ist die Mitteilung, daß wegen der Notwendigkeit, die elektrische Lichtrechnung bar zu bezahlen, die Benutzung von Elektrizität eingestellt worden ist<sup>1)</sup>. Alle diese Beispiele, die beliebig vermehrt werden können, sind nicht den Gebieten der Tohokugegend, der besonders schwer leidenden Provinz entnommen. Material aus diesen Provinzen würde in seiner besonderen Dürsterkeit Ausnahmestände charakterisieren.

---

1) Beide Beispiele illustrieren die widerspruchsvolle Wirkung der Politik der japanischen Regierung, die Reispreise zu erhöhen. Niedrige Preise schädigen den wohlhabenden Bauern, der Reis nach der Ernte noch zu verkaufen hat. Hohe Preise werden den Bauern, die keinen Reis anbauen oder nur wenig Reis ernten, zum Verhängnis, da sie später, einige Monate vor der neuen Ernte, bei steigenden Reispreisen, Reis nachkaufen müssen.



Dieser Lebensstandard der japanischen Bauernschaft ist ein ausreichender Grund, um viele der schon geschilderten Erscheinungen in Japan zu erklären. Auch die Landflucht, die teilweise sogar den natürlichen Bevölkerungsüberschuß auf dem Lande übertrifft, ist hiermit erklärt. Nur ein kleiner Teil, im besten Falle 30%, kehrt wieder auf das Land zurück. Viele von ihnen mit Lungentuberkulose. Besonders berühmt für Landflucht ist die Provinz Niigata mit ihrer hervorragenden großen Reiseebene, allerdings auch mit besonders ungünstigen Besitzverhältnissen und starkem Großgrundbesitz. Es ist die allgemeine Not, der harte Kampf um „eine Schale Reis“, der die Bauernburschen und Mädchen in die Stadt treibt.

### VII. Strukturwandel der japanischen Landwirtschaft

Die geschilderte Lage des japanischen Bauern ist keine zufällige und durchaus keine schnell zu beseitigende. Sie ist die Folge der geschichtlichen Entwicklung der japanischen Landwirtschaft bis herauf zum heutigen Tage.

Im Verlaufe der Geschichte, also auf Grund zuverlässiger Quellen seit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ging es dem japanischen Bauern nur dann wirklich gut, wenn er Bauer des sich langsam nach Norden vorschiebenden Grenzlandes war und Sklavenkräfte ihm die Bearbeitung großer Landflächen ermöglichten. Dort in diesen Grenzgebieten, zwischen den vordringenden japanischen Eroberern und den eingeborenen Ainu war er ein freier, selbständiger Bauer, der keine Clanbindungen und Abgaben kannte. Im japanischen Binnenlande war der Bauer meistens nur der Bearbeiter des Landes, das faktisch seinem Clanherrn gehörte; er war der Diener der einzelnen großen Familien, für deren Unterhalt, politischen Kämpfe und Kulturanprüche er zu arbeiten hatte. Die Abgaben betrugen auch damals schon 50–60% des Ertrages. Mit dem Aufkommen einer zentralisierten Kaisermacht, die eine Zeitlang identisch mit zentralisierter Staatsmacht war, hatte er sowohl für diese Staatsmacht als auch für seine örtlichen Herrn diese Aufgabe zu erfüllen. Im Laufe der Zeit kamen noch die großen Tempel- und Religionsgemeinschaften hinzu, die als tatsächliche Besitzer großer Ländereien die Abgaben forderten. Der gescheiterte Versuch des Kaiserhauses in der berühmten Taikwareform (646 n. Chr.), die Bauern zu Staatsbauern oder staatlich angestellten Landarbeitern zu machen, drängte ihn nur noch mehr dazu, Anschluß an die örtlichen, patriarchalischen Clanherrn und Tempel zu suchen. Auch die Errichtung der Shogunherrschaft (beginnend mit dem Kamakura-Shogunat im 12. Jahrhundert) brachte nur einen Wechsel in den Herrn, nicht einen Systemwechsel<sup>1)</sup>.

Das System bestand in der feudalen Bindung des Bauern an die Scholle und an den über ihn gestellten Daimio und Samurai, im Rahmen einer nahezu völlig geschlossenen, selbstgenügsamen Dorf- und Kleingebietswirtschaft, in der die Ein-

1) Vgl. Sansom, Japan, „A short cultural History of Japan“, 1932. J. Murdoch, „A History of Japan“, 1925, 3 Bände.

# 耕地分布圖

Distribution of Arable Land  
Japan Proper





heit von landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion noch vorherrschte. Die einzige Beziehung dieser Wirtschaft zur Außenwelt bestand hauptsächlich in den Abgaben, die sie dem Daimio und Samurai oder dem Tempel zu leisten hatte. Sitte und Gewohnheit bestimmten normalerweise die Höhe der Abgabe, wodurch im allgemeinen eine, wenn auch recht kärgliche Existenz dem Bauern und Handwerker unter der Herrschaft einer patriarchalisch-feudalen Wirtschaftsordnung gesichert wurde.

Erst in der Tokugawaperiode (Beginn des 17. Jahrhunderts bis 1868) und besonders in den letzten Jahrzehnten dieser, kamen durch die Entwicklung großer Händler, Geldwechsler und Entstehung einer sogar mit der Weltwirtschaft lose verbundenen nationalen Verkehrswirtschaft neue Elemente hinzu, die die geschlossenen Kleinwirtschaftskreise zersetzten<sup>1)</sup>. Die Wirtschaftspolitik der Meiji-Restauration legalisierte und beschleunigte nur diesen Auflösungsprozeß. Die „Bauernbefreiung“ in 1871 von der Clanherrschaft und von der Bindung an die Scholle bedeutete im wesentlichen die Beseitigung der letzten Schranken, die die Verkehrs- und Geldwirtschaft und damit auch die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land an der völligen Durchsetzung und Auflösung der Dorfwirtschaften hinderten. Grundbesitzer wurde derjenige, der die Grundrente, wie vom Gesetz bestimmt, nunmehr in Geld entrichten konnte<sup>2)</sup>. Der Bauer hatte fast immer nur Reis in den Händen, der ihn bis zur nächsten Ernte ernähren sollte; Geld hatten höchstens seine Gläubiger, die Händler, die mit der Verkehrswirtschaft schufen, und neue Unternehmertypen, die an der Entwicklung der gewerblichen städtischen Produktion am meisten interessiert waren. So verlor der Bauer mehr und mehr das Besitzrecht an seiner Scholle, wurde in zunehmendem Maße zum Pächter degradiert<sup>3)</sup>. Die hervorragende Gelegenheit zu einer großartigen Agrarreform zur Schaffung eines gesunden Bauernstandes wurde den geldwirtschaftlichen und industriellen Bedürfnissen des sich modernisierenden Japans geopfert. Die Fabrik, die moderne Maschine zerstörte außerdem noch weitgehend die gewerbliche Produktion des Dorfes. Und die getrennte Entwicklung von ländlicher und städtischer Wirtschaft wurde gleichbedeutend mit der Trennung der Bauern sowohl von der gewerblichen Produktion als aber auch Konsumption der gewerblichen Produkte der Fabrik. Hunderttausende von Bauernhänden wandern nun der gewerblichen Produktion in den Städten als Arbeitsuchende nach; drücken auf die an sich schon niedrigen Löhne der städtischen Arbeiterschaft. Doch so sehr sich auch die japanische Industrie entwickelt hat und so optimistisch man auch für die weitere Zukunftsentwicklung sein mag, in immer geringerem Maße ist sie in der Lage, den Strom der arbeit-

1) Vgl. Y. Takekoshi, „The econ. aspect of the civilisation of Japan“. 1930.

2) Rathgen, „Japans Volkswirtschaft“. 1891. E. Honjo, „The social and econ. History of Japan“. 1935.

3) Vgl. Y. Hirano, „Die soziale politische Bewegung im Gefolge der Meiji Revolution“. 1932. Japanisch.

verlangenden ländlichen Bevölkerung aufzunehmen. Auch Japan weiß sehr gut, was Rationalisierung der Industrie ist.

Durch die heute vorhandenen Besitz-, Pacht- und Abgabenverhältnisse und in seinem Lebensstandard lebt der japanische Bauer in vormodernen oder „feudalen“ Wirtschaftsverhältnissen. Durch die Arbeitsteilung, Entwicklung der modernen nationalen Volkswirtschaft, die in die Weltwirtschaft vollkommen mit einbezogen ist, steht er mitten in der modernen Wirtschaft. Doch diese Doppelstellung sichert ihm weder die positiven Seiten der alten patriarchalischen Wirtschaftsverhältnisse, noch beteiligt sie ihn an den Vorteilen der modernen wirtschaftlichen Entwicklung. Der japanische Bauer ist heute nicht der Vertreter der zwei Wirtschaftsarten, er ist das Opfer beider.

Schon vor zwanzig Jahren schrieb der damalige Major im Generalstab, K. Haushofer, in „Dai Nippon“:

„Niedergang, Wesensänderung oder Verderb einer der beiden Stände (Samurai und Bauer) bedeuten das Ende der weltgefährlichen Spannung des Inselreiches . . .“<sup>1)</sup>.

Der Samurai, die Säule Japans, ist zum größten Teile im Handel, Industrie und Beamtentume übergegangen, teilweise sogar untergegangen. Nur im Offizierstande konnte sein Geist bis heute erhalten und wirksam gemacht werden. Der Bauer aber lebt in ständig zunehmender materieller Not. Er lebt noch als Bauer wie früher, aber als tragender Stand des Japanischen Reiches ist er gefährdet. Die Warnung Haushofers gilt heute mehr denn je!

### VIII. Agrarpolitische Meinungen

Weite Kreise in Japan neigen dazu, die Lage der Landwirtschaft als hoffnungslos zu betrachten; in dem Sinne, in dem England sie in der Zeit seiner industriellen Revolution als hoffnungslos ansah. In dem damaligen Kampfe zwischen „Kohle und Korn“ wurde das „Korn“ rücksichtslos geschlagen. Diese Kreise, die vor allem in der japanischen Industrie, Bankwelt und dem Handel zu finden sind, scheuen sich offenbar auch nicht, entsprechend dieser Ansicht und diesem Vorbilde zu handeln; indem sie nämlich die Lage der gefährdeten Landwirtschaft nur in dem Maße bekämpfen, als dies aus innerpolitischen Erwägungen ratsam erscheint. Diese Kreise verlassen sich auch für die Zukunft auf das Beispiel Englands und übersehen gern, daß eine allmähliche Aufgabe der Landwirtschaft in einem Lande möglich war (und selbst dort nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren gerade noch möglich war), das die „Werkstatt der Welt“, der unbestrittene Monopolist im Ausfuhrhandel, unbestrittener Eroberer einer ganzen Welt gewesen ist. Sie mögen hoffen, daß Japan, wenn nicht diese „Werkstatt der Welt“, so doch „die einzige

1) K. Haushofer, „Dai Nippon“. 1913.



billige Werkstatt“ der Welt werden und seinen Industrieexport in einem selbst nach den Rekorden der letzten Jahre kaum vorstellbaren Maße ausdehnen wird. Aber soweit diese Kreise volkswirtschaftlich genügend geschult sind, um die Beschäftigungsmöglichkeiten einer verdoppelten oder vervierfachen Industrie mit den Millionenscharen der schon heute chronisch unterbeschäftigten Bauernmassen vergleichen zu können, beginnen sie allnählich das Landwirtschaftsproblem immer pessimistischer zu nehmen.

Andere trösten sich fatalistisch mit der Zauberformel „Überbevölkerung“<sup>1)</sup> und sehen in dieser Expansion den einzigen Ausweg. Sie vergessen zu gerne, daß Expansion bisher dem japanischen Bauern niemals irgendwelche Erleichterung und Hilfe gebracht hat; das Beispiel Koreas, Formosas, der Südseeinseln und Mandschuos sind schlüssige Beweise. Sie vergessen weiter, daß „Überbevölkerung“ ein sehr relativer Begriff ist, durch Technik, verbesserte soziale Ordnung, Einkommensverteilung und erhöhte Aktivität des Staates behoben oder sogar in Mangel an Bevölkerung umgewandelt werden kann. Sie vergessen weiter, daß Japan durch „innere Kolonisation“ noch Land und Nahrung für Millionen Bauern in Japan selbst schaffen könnte, allerdings nur mit großen finanziellen Aufwänden.

Nach diesen erwähnten Einstellungen in bezug auf die Agrarfrage in Japan ist es einleuchtend, daß die japanische Regierung keine ernstliche Aktivität zur gründlichen Beseitigung der Agrarnot bisher entwickelt hat. Die japanische Regierung beschränkt sich im großen und ganzen auf die zweischneidige Politik erhöhter Reispreise und einer in diesem Sinne wirkenden Mindest- und Höchstpreisfestsetzung. In diesem Jahr beschränken sich die sonstigen Aufwendungen für direkte Hilfe für die Bauernschaft auf einige wenige Millionen Yen. Ein energischer Versuch, wie er in Deutschland vorgenommen wurde, durch Zinssenkungen die Schuldenlast zu vermindern, oder entschlossene Maßnahmen zur Stärkung und Vermehrung des selbständigen Bauern, sind hier unbekannt.

Es ist charakteristisch und bei der eigenartigen Rolle, die das japanische Militär spielt, daß besonders das Heer fast die einzige Gruppe ist, die nicht nur die Größe des Problems sieht, sondern auch die Notwendigkeit und die mindestens theoretische Möglichkeit erkennt, die Agrarfrage, wenn nicht vollkommen zu lösen, sie dennoch praktisch in Angriff zu nehmen. Ungefähr 40% des japanischen Offizierkorps stammt vom Lande her, und mindestens 90% der japanischen Soldaten sind Bauernsöhne. Diese Herkunft spiegelt sich daher in den verschiedenen Veröffentlichungen des japanischen Heeres zur aktuellen politischen Lage wider. In einer dieser Broschüren<sup>2)</sup> ist folgender sehr deutlicher Satz zu finden: ..... wenn der

1) Vgl. hierzu die interessanten Materialien, die W. R. Crocker in „The Japanese Population Problem“, 1930, bringt.

2) Vgl. „Der Sinn der Landesverteidigung“. Herausgegeben vom Kriegsministerium am 10. 10. 1934. Japanisch.

Soldat im Kriege tapfer sein soll, so muß er wissen, daß die Familien keine Not leiden...". In dieser Veröffentlichung tritt das japanische Militär mit einem allerdings wenig systematischen Agrarprogramm hervor. Es fordert die Beseitigung der Hauptmängel, die es unter anderem in dem bestehenden Pachtsystem, der Verschuldung, der übertriebenen steuerlichen Belastung und im Zwergbetrieb sieht. Das Heer setzt sich auch dafür ein, daß die Produktionsbetriebe, die für Heeresbedarf arbeiten, möglichst auf das Land verlegt werden, um der Bauernschaft Nebenarbeit zu verschaffen. Doch mit diesem kleinen praktischen Mittel und der allgemeinen Erkenntnis von der Notlage ist es nicht getan. Die Frage, die für Japans Zukunft von allergrößter Bedeutung werden wird, ist heute noch nicht beantwortet, ob das Militär bereit und in der Lage ist, nunmehr auch die notwendigen Schritte zu tun. Es sieht seine eigenen und unmittelbaren Aufgaben auf rein militärischem Gebiet verständlicherweise doch als wichtiger an. Und diese seine fachlichen Aufgaben erfordern mit den weiteren Rüstungen, die Heer und Flotte offenbar für notwendig halten, eine Wirtschafts- und Finanzpolitik und eine allgemeine Ausrichtung der nationalen Energien, die den Interessen der Landwirtschaft in manchen Punkten entgegengesetzt zu sein scheint: Weitere Belastungen der Staatsfinanzen mit Rüstungsausgaben anstatt mit den außerordentlich großen Ausgaben, die für eine wirklich weitgehende Reform der Landwirtschaft gemacht werden müßten. Auch hat die Armee natürlich Interesse an niedrigen landwirtschaftlichen Preisen, die weder die Rüstungsausgaben verteuern, noch das industrielle Wachstumstempo aufhalten und Unzufriedenheit in den viel leichter unruhig werdenden Städten verhindern. Und endlich ist es das Militär, das die Egergien des Landes auf den Kampf gegen äußere Feinde einzustellen versucht unter Zurückstellung mancher dringenden Reformaufgaben, anstatt konzentrierte Einstellung auf durchgreifende Lösung der japanischen Agrarfrage zu erzwingen. In diesem Zwiespalt befindet sich gerade der Teil, der in Japan noch am meisten Verständnis für die schwere Lage des japanischen Bauern hat.

Es scheint so, als wolle Japan die Lösung seines allmählich ganz akut werdenden landwirtschaftlichen Problems zunächst aufschieben. Es herrscht in Japan doch die Hoffnung vor, sich nach außen hin so zu stärken, daß seine inneren Schwächen gewissermaßen von selbst überwunden werden. Die ungewöhnliche Fähigkeit des japanischen Bauern, Not zu ertragen und seine außer allen Zweifeln stehende nationale Zuverlässigkeit mögen diese Einstellung erklären. Dennoch wollen wir die Hoffnung aussprechen im Interesse Japans und seines besten Volksschlags, des Bauern, daß die Konzentration auf die äußeren Ziele mit einer viel stärkeren praktischen Hinwendung auf die Agrarprobleme verbunden und wesentlich gestärkt werde.

**ALBRECHT HAUSHOFER:****Berichterstattung aus der atlantischen Welt**

Die spanische Entwicklung hat im Laufe der letzten Wochen von innen und von außen bedeutsame Wendungen erfahren. Im Lande selbst ist es Franco gelungen, an drei wichtigen Stellen Erfolge zu erzielen, denen gegenüber auch die neuerliche Bedrohung von Oviedo geringeres Gewicht hat. Ein konzentrischer Stoß von Westen und Norden hat den schmalen, gebirgsgeschützten Streifen von Malaga in den Besitz der Nationalisten gebracht. Auch Motril ist noch erobert worden; damit hat die Südfront eine starke Verkürzung erfahren; Granada ist seines bisherigen Charakters als weitvorgeschiebener Posten entkleidet; eine ununterbrochene Verbindung geht nunmehr von der Küste über Granada nach Cordoba. Die zweite Stelle, wo ein Erfolg erzielt wurde, ist der Süden von Aragon zwischen Teruel und Saragossa. Dort liegt ein wichtiges Grubengebiet, dessen Verlust die Versorgung von Barcelona erschwert. Die dritte Stelle, an der ein wichtiger, wenn auch noch nicht entscheidender Vorteil erreicht wurde, ist der Südosten des Madrider Kampffeldes. Hier ist an den Flüssen Jarama und Tajuna ein tiefer Einbruch gegen die Verbindungslinie Madrid—Valencia gelungen, der den Nachschub für Madrid auf eine schlechte Straße zweiter Ordnung abdrängt. Ein Durchbruch ist auch hier nicht erfolgt; und es liegt nahe zu fragen, wie die Lage in Spanien heute aussähe, wenn General Varela in der zweiten Oktoberhälfte den Vorstoß gegen die Verbindungen Madrids ausgeführt hätte, der heute gemacht wird. Damals waren keine Befestigungen zwischen Aranjuez und Guadalajara; die Milizen fluteten nach Madrid zurück . . .

Von außen ist nach langen Bemühungen die Überwachung der Nichteinmischung in Gang gesetzt worden. Englische, französische, deutsche und italienische Kriegsschiffe bewachen die spanischen Küsten. Englische Delegationen üben die Kontrolle an der portugiesisch-spanischen Landgrenze aus, nachdem ein anfänglicher Widerstand Portugals zurückgezogen worden war. Ein Widerstand, der nicht unverständlich ist: bleibt es doch für einen Kleinstaat immer eine gefährlichere Verletzung seiner Souveränität, wenn er sich zeitweilig überwachen läßt, als für eine Großmacht, die keine Sorgen zu haben braucht. Der eigentliche Gefahrenpunkt für die Dauer der neuen Überwachung liegt — nachdem die Beteiligung der Sowjetflotte sich erledigt hat — auf französischem Boden. Die Pyrenäen sind ebenso schwer zu überwachen wie Estremadura und Galicien; das marokkanische Rif hat eine lange Geschichte mißglückter Überwachung hinter sich. Es wird eine besondere Aufgabe der britischen Politik sein (deren Wortführer Lord Plymouth einen starken Anteil an dem Gelingen der jetzigen Entspannung hat), dafür zu sorgen, daß weder über die französische Pyrenäengrenze noch über die marokkanische Rifgrenze neue Störungen kommen. In den Pyrenäen könnten sie nur in Gestalt von Freiwilligen und



Lieferungen auftreten; im Rif könnten sie gefährlichere Formen annehmen. Die Stämme dort haben sich nie an die französisch-spanische Grenze gehalten. Politische Bewegungen gehen hin und her. So ist es kein Wunder, wenn der Versuch gemacht wird, solche Zusammenhänge auszunützen. Es besteht die Gefahr, daß über die Grenze hinweg im spanischen Protektorat Unruhen entstehen könnten. Hier ist eine Warnung am Platz...

In Abessinien hat sich das Schicksal des letzten äthiopischen Heerführers erfüllt. Ras Desta ist aus den Schlupfwinkeln der südwestlichen Gebirge vertrieben, in der Nähe von Addis Abeba gefangen und gleich erschossen worden. Gleichzeitig hat ein Bombenanschlag auf den Vizekönig Marschall Graziani bewiesen, daß es auch in der Hauptstadt selbst unter der Decke noch schwelt. Man mag die letzten abessinischen Herrscher bewerten wie man will: die abessinische Unabhängigkeit hat eine lange Tradition hinter sich; es wird einer gewissen Zeit bedürfen, bis sie erlischt. Dies um so mehr, als sonst überall in Nordafrika und Vorderasien die Entwicklung auf eine Verstärkung der einheimischen Machttträger hinweist. Die vorübergehende Ruhe in Palästina darf nicht darüber täuschen, daß der Konflikt vertagt, nicht gelöst ist. Welches Ergebnis die Studienkommission auch vorschlagen wird — die arabischen Wünsche werden sicher nicht erfüllt werden; die Propaganda wird weitergehen; die Einmischungsmöglichkeiten von Kairo, Bagdad und Innerarabien her werden sich steigern. Daran ändert auch der Ausbau von Zypern, die Befestigung der englischen Militärstellung am Suezkanal wenig. In der Sandschakfrage hat der arabische Nationalismus Konzessionen an die Türken machen müssen; was entstanden ist, dürfte kaum eine endgültige Lösung bedeuten. Die Kilikischen Pforten sind für die Türkei wichtiger als für irgendwelchen arabischen Staat, es ist kaum anzunehmen, daß die Türken sich auf die Dauer mit der jetzigen halbautonomen Lösung zufrieden geben werden.

Eine neue Tagung des Balkanbundes hat die Anerkennung des bulgarisch-südslawischen Ausgleichs gebracht. Nicht ganz ohne Zögern, denn die Möglichkeit einer wirklichen Verständigung von Volk zu Volk (die mit dem abgeschlossenen Staatsvertrag ja noch längst nicht vollzogen ist) würde einen slawischen Riegel nicht nur ethnographisch, sondern politisch zwischen Adria und Schwarzem Meer bedeuten, der weder den Rumänen, noch vor allem den Griechen erwünscht sein kann. Die griechische Nordgrenze gehört zu den am schwersten zu verteidigenden Grenzführungen Europas. Geopolitisch ein Erbe der Antike, beruht sie auf der Schmalheit des mediterranen Saumes der Ägäis...

Hat die Politik des Ausgleichs, die zur Zeit in Belgrad getrieben wird, nach Osten einen zweifellosen Erfolg errungen, so ist sie im Westen noch nicht über eine gewisse Entspannung hinausgelangt. Stojadinowitsch hat vor kurzem die Stellung Südslawiens gegen das Haus Habsburg noch einmal festgelegt. Solange ein wirklicher Ausgleich der Völker innerhalb Südslawiens fehlt, d. h. solange die

kroatische Frage nicht gelöst ist, besteht allerdings guter Grund, allen habsburgischen Bestrebungen mit größter Vorsicht zu begegnen. Es ist bemerkenswert, daß vor kurzem auch die offizielle italienische Presse sich genötigt sah, dem Prätexten zu bedeuten, daß der Versuch einer Restauration unzeitgemäß und gefährlich sei. Otto von Habsburg-Bourbon hatte sich etwas zu demonstrativ in Liechtenstein aufgehalten . . . Es ist eben auch der geschicktesten Propaganda nicht möglich, den europäischen Mächten klarzumachen, daß die Frage der habsburgischen Restauration lediglich eine „innerösterreichische“ sei. Dazu sind die Schatten der Vergangenheit zu groß!

Ein Stück ganz anderer Vergangenheit, beständig und wertvoll für den europäischen Frieden, hat in diesen Tagen eine neue Bestätigung erfahren: die Neutralität der Schweiz. Der Führer hat einem verdienten Schweizer Staatsmann gegenüber die selbstverständliche Anerkennung der Neutralität der Schweiz durch das Deutsche Reich noch einmal ausgesprochen. Wir haben nur den Wunsch, daß die innere Haltung der Schweiz dem Deutschen Reich gegenüber etwas mehr von dem erwünschten Geist der Neutralität getragen wäre, wenn schon ein Mitleben mit der politischen Bewegung in Deutschland, wie sie den größten Männern der Schweizer Literatur selbstverständlich war, von der heutigen Schweiz verweigert wird. Daß die große Tradition schweizerischen Geisteslebens auch in ihrer deutschen und europäischen Geltung noch nicht völlig erloschen ist, beweist uns freilich der Name des Mannes, der als Kommissar des Völkerbundes mit allseitigem Einverständnis nach Danzig geht. Karl Burckhardt, der Biograph Richelieus, ist neben Heinrich von Srbik wohl der bedeutendste unter den lebenden deutschen Historikern — deutsch wiederum in jenem Sinne verstanden, in dem der ältere Burckhardt oder Bachofen, Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer das Wort gebraucht hätten. Die Aufgabe des Völkerbundskommissars in Danzig ist unmöglich, wenn sie so verstanden wird, wie Herr Lester sie verstand; sie ist leicht und lohnend, wenn sie so gefaßt wird, wie sie nach den letzten Verhandlungen zwischen Danzig und Polen und dem Ratsbericht von Eden allein verstanden werden kann.

In Polen hat das Erbe Pilsudskis noch immer keine feste Form gefunden. In diesen Tagen beginnt ein Versuch der Zusammenfassung zum Teil sehr entgegengesetzter Kräfte unter dem Obersten Koc. Was Polen braucht, ist eine in die Tiefe greifende völkische Organisation, nicht eine Umgliederung der politischen Führungsschicht. Hier liegt eine große Aufgabe, gerade angesichts des immerwährenden Druckes auf die Ostgrenze. Den Erben Pilsudskis bleibt noch viel zu tun; was sich bis jetzt vollzogen hat, ist mehr ein Suchen nach den Wegen der Konsolidierung als eine Konsolidierung selbst. Daß sich der Druck auf die Volksgruppen, besonders auf die deutsche, in dieser Zeit nicht vermindert hat, muß leider festgestellt werden. Die verschiedene Bewertung deutschen und polnischen Landbesitzes zum Beispiel findet im Bereich der Agrarreform immer wieder einen bedauerlichen

Ausdruck. Die letzte Agrarreformliste trifft den deutschen Besitz schwer; gerade im Rahmen freundnachbarlicher Beziehungen kann man die Frage nicht unterdrücken, ob man in Warschau glaubte, mit der Veröffentlichung dieser Liste einem hohen Ehrengast des polnischen Staates eine besondere Freude zu bereiten.

In Finnland bedeutet der Abgang des greisen Staatsgründers Svinhufvud und sein Ersatz durch den bisherigen Ministerpräsidenten Kallio eine Angleichung an die innerpolitischen Verhältnisse der übrigen skandinavischen Staaten, die alle sozialistische Regierungen haben. Kallio ist nicht Sozialist, aber er ist mit sozialistischer Unterstützung gewählt worden; der Einfluß der Linken in Finnland wird steigen. Das ist nicht ohne Bedenken, denn die finnische Sozialdemokratie ist ähnlich der norwegischen Arbeiterpartei mit mancherlei Verbindungen zu Moskau durchsetzt; die Bereitschaft, für die skandinavische Unabhängigkeit wehrpolitische Opfer zu bringen, ist bei keiner Gruppe der nordischen Linken groß. Am weitesten in dieser Hinsicht sind die schwedischen Sozialisten; in Norwegen hat man sich bisher geweigert, zweifellos vorhandene Gefahren zu sehen. Das Bergbau- und Hafengebiet Nordskandinaviens, das, auf Schweden und Norwegen verteilt, dennoch eine wirtschaftsgeographische Einheit darstellt, lebt unter besonderen geopolitischen und sozialpolitischen Bedingungen. Schwierige Arbeitsverhältnisse in einem hochnordischen Klima, dünne Besiedlung, unkontrollierbare Grenzen bei nächster Nachbarschaft russischer Flotten- und Flugstationen bewirken, daß hier ein Gefahrenpunkt immer sichtbarer wird. Die Bedeutung der nordskandinavischen Erzlager für die Versorgung mehrerer Großmächte ist so groß, daß man sehr wohl verstehen würde, wenn sowohl in Schweden wie in Norwegen das Interesse an den Verteidigungsmöglichkeiten dieser Landesteile stärker wäre, als es ist. Das Deutsche Reich hat nur ein Interesse daran, daß die nordischen Staaten unabhängig und stark seien. Gespensterflugzeuge und Gespenster-U-Boote kommen aus anderer Richtung. Auch hier stellt sich — gerade angesichts der engen Freundschaft zwischen England und Norwegen und angesichts der Bedeutung, die schwedische Erze auch für die britische Aufrüstung gewonnen haben — die Frage: Sieht England wirklich nichts?

Weltpolitisch das bedeutendste Ereignis der letzten Wochen ist ohne Zweifel das große britische Aufrüstungsprogramm. Konnten wir einmal das Britische Reich einem mächtigen, aber nicht mehr jungen Löwen vergleichen, der lange Zeit nicht genötigt war, sein Gebiß zu gebrauchen, um dann festzustellen, daß es schadhaft geworden war, so finden wir jetzt unsere damalige Voraussage bestätigt, daß der Löwe keine Kosten scheuen werde, um Gebiß und Klauen zu modernisieren. Wir meinten damals, daß seine Laune keineswegs gut sei, und daß es sich als unzweckmäßig herausstellen werde, ihn an der Quaste seines Schweifes zu zupfen, solange er in dieser Laune sei. Wir haben recht behalten. England rüstet auf, und zwar mit einem Kostenaufwand, den kein Engländer vor zwei Jahren für möglich



gehalten hätte. Es wird einer sehr sorgfältigen Beobachtung der britischen Außenpolitik bedürfen, wenn jemand wissen will, welche internationalen Verpflichtungen England während dieser Aufrüstungsperiode für bindend zu halten geneigt sein wird. Daß die englische Aufrüstung andere Staaten, die sich betroffen fühlen — wie z. B. Italien und Japan —, zu neuen Anstrengungen veranlaßt, darf die Londoner Regierung nicht verwundern. Die wirtschaftspolitischen Folgen der englischen Aufrüstung sind weltüber noch nicht zu übersehen. Eine Frage aber stellt sich sofort: Sind sogar die Rohstoffreserven des britischen Reichskörpers nicht in einigen Punkten zu klein? Muß nicht an dieser oder jener Stelle, wie schon im Weltkrieg, der unerschöpfliche Reichtum der Vereinigten Staaten mitherrangezogen werden? In diesem Zusammenhang aber gewinnt das amerikanische Rüstungsprogramm, verbunden mit den Versuchen einer amerikanischen Wirtschaftsplanung, erhöhte Bedeutung. Die amerikanische Flotte wird nicht noch einmal hinter der englischen zurückbleiben. Zugleich aber sind sich Regierung und Senat in Washington darüber einig, daß man aus den Erfahrungen des Weltkrieges lernen müsse. Für den Fall eines künftigen Krieges wird der Präsident der Vereinigten Staaten die Macht haben, jede wirtschaftspolitische Bindung der Vereinigten Staaten an kriegführende Mächte zu verhindern. Es wird keine privaten Waffenlieferungen, keine privaten Rohstofflieferungen mehr geben. Das alles klingt schön. Aber wird es nicht ein Anreiz dafür sein, künftige Kriege nicht mehr Krieg zu nennen? Wird es nicht dazu verlocken, die Versorgung mit kriegswichtigen Rohstoffen schon im Frieden sicherzustellen, wenn sie im Krieg nicht mehr sichergestellt werden kann? Und welches Gesetz der Vereinigten Staaten verbietet heute, der Bank von England Kredite zu geben, um — sagen wir einmal — den industriellen Aufbau Englands zu fördern?

Fragen, auf die wir keine Antwort erwarten...

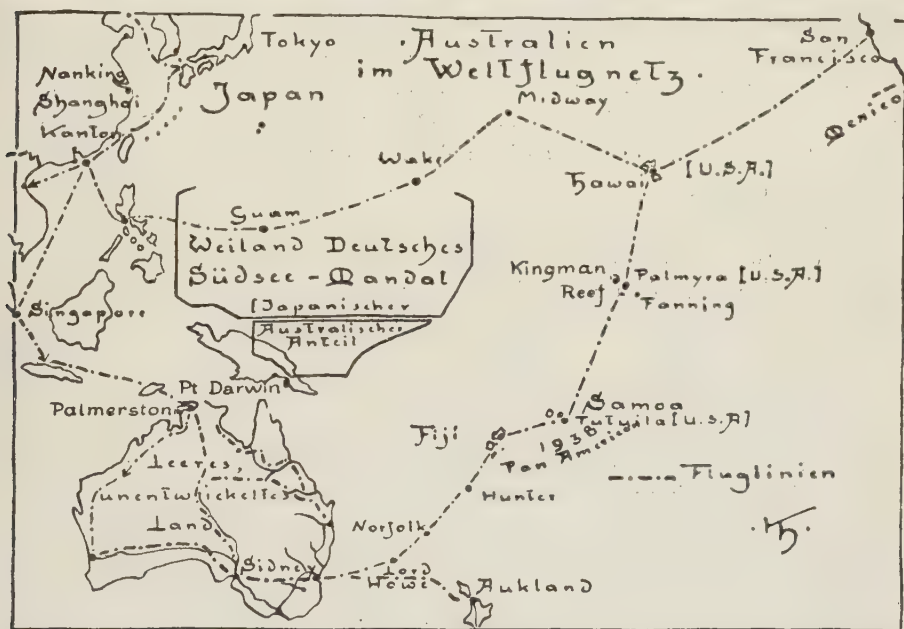
### KARL HAUSHOFER:

#### Bericht über den indopazifischen Raum

„Wir glauben an die absolute Einheit von Land und Mann; beide sind unlösbar vereint und einander verbunden. Es ist aufs höchste zu bedauern, daß der exzessive Individualismus, der in modernen Zeiten die Oberhand gewann, den Verzicht auf so viele Quellen der Autorität über uns gebracht hat und ein Streben hochkommen ließ nach unbegrenzter selbstsüchtiger Freiheit: mit dem Ergebnis, daß die Ur-Bande liebevoller Beziehung zwischen Land und Mensch gebrochen wurden, und daß Zweifelsucht, Unordnung und der Zusammenbruch des Gemeinschaftsgedankens unvermeidlich das Ergebnis waren.“

So beginnt das Manifest der „Nippon Bunka Renmei“ des Hojinismus. (Engl. in „Cultural Nippon“, Winter Number, Dec. 1936, Bd. IV, No. 4.)

Vieles, was folgt, könnte gut in einer Rede zur Empfehlung geistiger geopolitischer Arbeit als Vorbereitung auf die Staatsgesinnung des Dritten Reichs in Gegenwart von führenden deutschen Persönlichkeiten gesagt werden. Wir führen einzelne Stellen an, um zu zeigen, daß verwandte Erfahrungen im Verhältnis von Blut und Boden bei gewissen Gleichläufigkeiten der Geschichte auch zwischen so weit entfernten Ländern wie Deutschland und Japan eine Ebene leichteren gegenseitigen Einfühlens und Verstehens schaffen können. „... Schließlich hat die liberalistische Demokratie das erhabene Ideal des Staates verkannt und von der Gesellschaft getrennt.“ „Hier liegt die wahre Wurzel der akuten Krisis, die der gegenwärtigen



Kultur entgegenstarrt.“ „... Ein scharfer Unterschied ist zu machen zwischen Macht und Autorität. ... Autorität, wie wir sie verstehen, ist eine absolute schöpferische (creative) Liebe. Unter ihrem allumfassenden Einfluß werden die bisher feindlichen und inkompatibeln Begriffe der Macht und Freiheit integriert und harmonisiert.“ (Die vielen Fremdworte aus dem japanischen Text absichtlich zur Vermeidung jeden Mißverständnisses übernommen!) „... Scheinbare Gegensätze wie Macht und Freiheit (Imperium et — nicht aut — Libertas) werden durch diesen Auftrieb ausgeglichen und in vollkommenen Einklang gebracht... Land und Volk von Nippon verdanken ihr Dasein einem und demselben Ursprung aus kosmischem Leben und sind unlösbar einander verbunden.“ ... Vieles wäre Wort für Wort auf unsere deutsche Staatsauffassung anzuwenden — nur einem weltumspannenden heterogenen Reich widerstreben sie!

Ein solches Reich muß natürlich mehr Wert auf Erbweisheit in Kompromißbildungen und Verbindungstechnik legen, wenn es auch ein Schönheitsfehler ist, daß bei dem Verteidigungsmanöver von Singapore in der Wintertagswirklichkeit 1937 Australien und Neuseeland nicht mitwirken wollten.

Eine Lücke des transpazifischen Verkehrsnetzes wird im Laufe von 1937 durch das für spätestens 1938 in Aussicht genommene, regelmäßige Befliegen der Honolulu—Australien—Neuseeland-Linie der „Panamerican Airways“ geschlossen (San Franzisko-Chron., S. I 37). Karte 1 zeigt, wie sich dann das Hereinspinnen von Australien in den Weltflugverkehr im einzelnen gestalten wird.

Unscheinbare Inselstützpunkte — schon lange vor dem Weltkrieg von großen Weltmächten feindselig umknurrt — treten jäh als vielgenannte Flughäfen wieder vor die Weltöffentlichkeit, wie Palmyra, Kingmans Reef, und die Tatsache, daß die USA. nur bis Tutuila über eigenen Grund als „Stepping Stone“ verfügen.

Aber schließlich kann man ja auch Inseln kaufen; sie haben freilich in solchen Notlagen ihren Preis.

Zwei bemerkenswerte britische Reichsstimmen kreuzen sich über den Pazifik. Bennett, früherer kanadischer Ministerpräsident, sandte über den Rundfunk einen dringenden Aufruf an England, „den Dominien Menschen, vor allem doch die Arbeitslosen, zu schicken. Denn sogar mit der Eingeborenenbevölkerung wohnten in den großen Dominien etwa 27 Millionen, ein Fünfundsiebzigstel der Weltbevölkerung, während ihr Raum etwa ein Siebentel der ganzen Festlandmasse der Erde ausmache. Seine letzte Rundreise habe ihn immer daran denken lassen, welche Verlockung diese menschenleeren Gebiete für überbevölkerte Länder sein müßten“. Das sehen ihre Einwohner natürlich noch viel besser aus dem Flugzeug, wenn man es auch durch Kleinauto, Cowboyperd und Wanderschau ergänzen muß, wie das A. E. Johann in seinem prächtigen Australienbuch: „Känguruhs, Kopra und Korallen“ so vorbildlich beschrieben hat. Nur müßte noch dabei stehen: Und Weltpolitik über und hinter allen! — Denn die Bücher von Johann sind weltpolitisch so höllisch ernst wie etwa ein St. Elmsfeuer vor Sturm, das — wenn auch über vieles weghuschend — doch die sämtlichen Formen eines bedrohten Fahrzeugs für den Kundigen zeigt. Sie sind Nachdenklesstoff für Staatsmänner und Wirtschaftsführer, nicht nur für Buben, die welche werden wollen.

Wer also A. E. Johann gelesen hat und Heft II 37 der „Geopolitik“, der weiß, daß selbst in Ministerpräsident Bennetts besorgte warnenden Zahlen noch allerselbstbetrug steckt und mindestens 7 Millionen von den 27 abgezogen werden müssen, so daß die großen Dominien noch weit mehr unterbevölkert sind und eigentlich nach pflegenden, pflügenden Menschen schreien.

Daß sogar der gußeiserne australische Egoismus unruhig wird, beweist etwa W. Macmahon Ball: „Possible peace“ (Melbourne University Press in ass. with Oxford University Press; 1936; 3 Sh.). Nach dem Vorgang von Hughes und Lord



Bledisloe tritt er dem kleinen Führerhäuflein bei, das Australien von seiner inselhaften Seelenhaltung abzuschleppen sucht, die im Grunde von Großbritanniens Flotte ohne Gegenleistung beschützt sein will. Nun hadert man mit der Ausgleichsstelle London, daß sie nicht „die kollektive Sicherheit und den Völkerbund“ ausschließlich diesem Zweck hat dienstbar machen können.

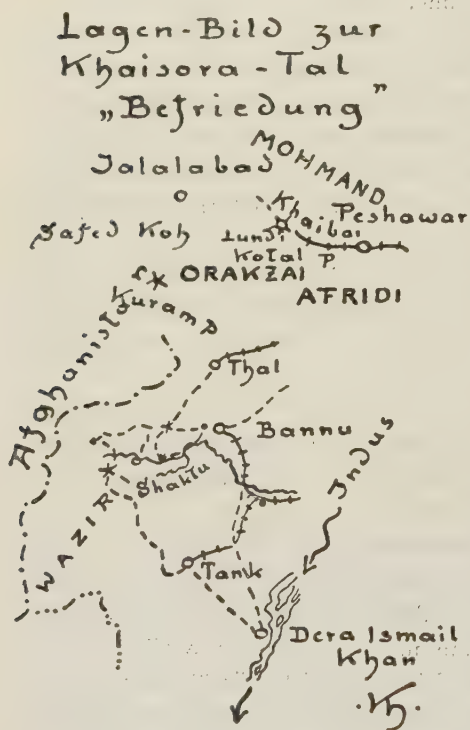
Gelingt es nicht, einen internationalen Zaun um leere Länder mit einer Handvoll Satten gegen die Hungrigen auf fremde Kosten zu errichten, dann wird allerdings Australien sich selbst etwas mehr an seinem eigenen Schutz beteiligen müssen. Das ist die Gefahr der pazifischen Entwicklung, vor der Ball erschrickt. Er nimmt etwa den Standpunkt eines wohlhabenden Villenbesitzers ein, der sehr für Erziehung der Massen außerhalb seines Zaunes zu friedfertigem Hungern ist. Aus solchen Gesichtspunkten möchte er alle Kolonien in Völkerbundmandate verwandelt sehen — was angesichts des sichtbaren Rückgangs im Ansehen dieser erlauchten Körperschaft nicht mehr sehr viel Beifall finden dürfte. Dann glaubt Ball selbst, daß schwerlich alle weltweiten Belange des Empire in China, im Pazifik, in Persien, in Afghanistan, in Indien, Afrika und Ägypten gleich nachdrücklich ohne Krieg aufrechterhalten sein werden. „Trotz einigen vagen Andeutungen über besseren Zutritt zu Rohstoffen ... ist bisher kein Zeichen wirklicher Bereitschaft Britanniens zum Aufgeben eines Teils seiner imperialistischen Privilegien aufgetaucht.“ So der australische politische Philosoph.

Dann macht er England eine böse Wehrkostenrechnung für seine Übersee-Dividenden auf, über die sich Heim- und Überseebriten untereinander werden auseinandersetzen müssen. Wir möchten nur auf das für uns Deutsche sehr denkwürdige Buch des Australiers aufmerksam machen.

Eine andere Seite des pazifischen Bilanzen-Buches öffnet E. E. N. Causton: „Militarism and foreign policy in Japan“ (Allen & Unwin, London 1936; 7½ Sh.). Immerhin ist er gerecht genug, anzuerkennen, daß man nicht Nachbar des russischen zuerst weißen, dann roten Bären sein kann und seine eigenen Krallen ablegen, ohne gefressen zu werden. „Daraus erkläre sich nicht zuletzt die überragende politische Machtstellung der Wehrträger in Japan und ihre Volksverbundenheit, die sich natürlich auch in der Außenpolitik auswirke, wenn auch allerhand andere Kräfte darin mitspielen.“ Die Wehrträger müßten dümmer sein, als sie sind, wenn sie nicht von dieser Lage — wie z. B. im Januar 1937 — Nutzen zögen. Ein Betsprecher im „North China Herald“ von 1937, S. 40, versucht einige der für den japanischen Liberalismus davonschwimmenden Fellchen zu retten, die Causton selbst in seinem Pessimismus aufgibt.

In diesem Zusammenhang muß ironisch der Unterschied in den Begriffen zwischen der Auffassung wahrhaft friedlicher Weltmächte und militaristischer, imperialistischer, wie Japan, Italien und Deutschland, an einem praktischen Beispiel geklärt werden. Wenn z. B. („Times“, 23. Januar 1937) drei britische Brigaden ein

seit zwei Jahrzehnten drangsaliertes Bergvolk, das gern frei sein möchte, wie Wasi-ristan, vom November 1936 bis Februar 1937 so weit durch Flieger und alle zeitgemäßen Wehrkünste wieder einmal niedergeworfen haben (mit 166 blutigen Verlusten gegen 305), daß man auf einer Strecke von 32 km eine Militärstraße bauen kann, während der „Haspinger“ (Mullah) des betreffenden Tals (Khaisora) in einem Nebental (Shaktu) sitzt und auf den nächsten Aufstand wartet, dann nennt man das: „Khaisora valley pacified“. Hätten Italiener oder Japaner das gleiche getan oder Deutsche auf ihrem eigenen Land mit der halben Zahl eine Friedensübung ge-



halten, so wäre das „a demonstration of imperialism and militarism“. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß von Lord Eden bis zum kleinsten Reporter aus dem Grenzbezirk mit zweierlei Maß gemessen wird.

Nun sind aber in ganz Indien nur 22 Infanterie- und 5 Kavallerie-Brigaden. Selbstverständlich beobachtet der Panislamische Bund: Türkei, Iran, Irak und Afghanistan, bei dem im Ernstfall Abdallah von Transjordanien und Ibn Saüd ganz von selbst mittun müssen (der nach indischen Zeitungsnachrichten sich verpflichtet haben soll, für alle Fälle zwei Millionen Soldaten auf die Beine zu bringen), alle ähnlichen Vorgänge sehr aufmerksam und ist über die widersetzliche Gesamthaltung der indischen Moslim genau im Bilde. Gewiß wäre ein raumpolitisches Rechenexempel falsch, etwa mit dem Ansatz: Wenn drei Brigaden drei Monate brauchen,

um einen Landstreifen von 32 km Länge und geringer Breite, rund 60 bis 100 qkm, zu befrieden, wie lange brauchen dann, grob gerechnet, 27 Brigaden, um  $4\frac{1}{2}$  Millionen Quadratkilometer zu befrieden, wenn einmal Jawaharlal Nehru und seine Freunde ihren Willen durchsetzen können? Es wäre schon deshalb falsch, weil es ethnopolitisch gar nicht sicher ist, was siegreiche Grenzstämme mit dem Hindu Jawaharlal Nehru anfangen und ob die 80 Millionen Mohammedaner den Kongreß nicht sprengen würden (M. A. Jinnahi in „Amrita Bazar Patrika“, 4. Jan. 1937, S. 9).

Immerhin dürfte ein Teil der allzu liebevollen Aufmerksamkeit westmächtlicher

Außenämter von den Splittern in den Augen von Danzig und Alexandrette auf die Balken in den Augen rings um den Indischen Ozean mit Vorteil abgelenkt werden. Nach den Pipe-Linien-Bränden in Arabien und den Sabotageakten in der britischen Marine dürfte doch wohl niemand in leitenden Großmachtstellen im Zweifel sein, daß nach den in Spanien geübten Methoden mit Zufuhrlinien, wie Mossul—Haifa, kaum zu rechnen ist.

Auch der anscheinend vereinbarte Rückhalt an den Rohstoffen der USA. könnte in solchen Fällen problematisch sein. Noch hielt im Februar der für die Pazifikschiffahrt der USA. vernichtende Streik in ihren Westhäfen an, wenn auch der Sympathiestreik der Ostküste zusammensank. Dafür greift der Streik-Oktopus nach der Motor- und Kraftwagenindustrie. Wie man die Wehrlage der USA. in Ostasien sieht, verrät Sapajou-Saposchnikoffs Spottzeichnung aus Schanghai, in der Präsident Roosevelt nicht ganz so imponierend wirkt wie während seiner Kreuzfahrt nach Rio und Buenos Aires, und jetzt bei seinem Angriff auf die überalterten Bundesgerichtshemmungen der USA.

„Evils of British Imperialism“; „Was ich in Indien sah“ — so überschreibt nach dem „Na-

tal Advertiser“ der Durban-Korrespondent einer großen indischen Zeitung sein Interview mit Dr. N. J. van der Merwe (dem Führer der Freistaat-Republikanischen Nationalisten und Mitglied der eben zurückgekehrten Goodwill-Mission aus Südafrika in Indien) seine Eindrücke (im sicheren Bloemfontein).

Die Kommission hatte Indien von einem Ende zum andern durchfahren, dabei rund 8000 km zurückgelegt und außerdem noch Tanganyika (Deutsch-Ostafrika) und Kenya überflogen. Sie besaß also Vergleichseindrücke genug. „Was ich in Indien sah, hat mich zu einem größern Gegner als je des britischen Imperialismus gemacht, der in Neu-Delhi in Nachahmung der Großmogule Millionen verschwen-





det hat, während 70% der Bevölkerung hungergeschlagen sind und 300 Millionen Illiteraten.“

„Unsere Eingeborenen in Südafrika haben es zweifellos viel besser als 90% der Inder. Auf dem Land herrscht abstoßende Armut... Indien ist ein unglückliches Land neben allem Glanz, und über seiner Volksmasse hängt die drohende Wolke der Armut, des Elends und der Unwissenheit. Aber es sind Zeichen eines neuen Frühlings im Aufspringen, der dem Winterschlaf des sogenannten unveränderlichen Ostens folgen könnte. Auf diese Zeichen wird die Welt zu achten haben.“ So der Südafrikaner, der auch mit Bedauern feststellt, daß unter diesen Verhältnissen wenig Hoffnung besteht, Inder aus Südafrika zur Rückkehr zu bewegen. Die Union werde ihr Inderproblem wohl ohne solche Heimbeförderung angehen müssen.

„Ein unwiderstehlicher Geist des Nationalismus ist in Indien aufgesprungen. Ein Heer von begabten Führern will völlige Unabhängigkeit von Britenreich und Krone.“ In Südafrika verfolgt man begreiflicherweise mit Ernst die Entwicklung eines Gegenufers mit einem Fünftel der Menschheit, das Ost- und Südafrika häufig „sein Amerika“ nennt, mit einem gefährlicheren Sinn, als wir nach Colin Ross (vgl. Schrifttumsbericht: Die Vereinigten Staaten) das unsere nennen können. Gerade von dort kommend sind also solche Stimmen eine Mahnung, allermindestens zum Kehren vor eigenen Türen und Beseitigen der Balken im eigenen Auge statt fremder Splitter.

Zu den Gegenständen geopolitischer Kleinarbeit, bei denen aus Splittern leicht Balken werden können, wenn man sie vernachlässigt, gehört die Leistungsfähigkeit der Welthäfen in verkehrs- und wehrpolitischer Hinsicht. Von der Probe, auf die Anfang 1937 Singapore gestellt wurde und dem Versagen der australischen und neuseeländischen Flotten- und Flugstreitkräfte dabei ist schon gesprochen worden. Dieses Ausbleiben bei einer doch wirklich an ihre Haut gehenden Probe und ebenso das ausdrückliche Ankündigen von Kanada aus, daß es sich nicht von vornherein an Londoner Kriegserklärungen gebunden fühle, sind vielleicht die geopolitisch bemerkenswertesten Begleiterscheinungen der Kraftprobe an der Malakka-Straße.

Zu den beständig von Aderbeklemmungen (Arteriosklerose) bedrohten Indopazifischen Fluß-Mündungs-Trichter-Häfen gehören außer Kalkutta ein wenig auch Schanghai und das neuerdings sorgfältig untersuchte Rangun als Ausfallpforte des verselbständigten Birma. Alle am Hafen-, Kanal- und Wasserbau Anteil nehmenden Leser seien dringend auf das Heft vom 12. Dezember, Bd. XXXII, 1936, der „Far Eastern Review“, S. 544–550, aufmerksam gemacht: „The Rangun Tidal Model“, wo mit acht, dem technisch oder geopolitisch Geschulten durchaus verständlichen Skizzen das ganze Gezeitenstrom- und Hafengefährdungsproblem von Rangun übersichtlich dargestellt ist, mit Streifblicken auf die bekann-

ten Severn- und Humber-Modelle — wobei sogar der Monsunwirkung durch Fächeln mit entsprechender Windstärke Rechnung getragen ist.

Die Tatsache, daß auf Grund solcher Versuche Entscheidungen gefällt werden können, die bedrohte Welthäfen mit Millionenausgaben zu retten vermögen, ist im kleinen ein Vorbild, was richtig verstandene und an Hand so vorzüglicher Reliefkarten, wie etwa des Wenschow-Verfahrens, betriebene Geopolitik für Raumplanung, Volkswohlfahrt und Geldersparnis im großen leisten kann. Im gleichen Heft finden sich Angaben über die Raumplanung von Groß-Schanghai, das eine solche bitter nötig hat, auch dabei zu bodenechten chinesischen Stilformen zurückzufinden sucht. (Abb. S. 523–525 — allerdings mit seltsamen Baugreueln dazwischen!)

Ein auf kurze Frist gewinnbringender, auf lange Frist verderblicher Schachzug ist der französischen Ostasienpolitik durch den Ausbau der „Compagnie des chemins de fer de Se-Tschouen et du Kouéi-Tschou“ Ende 1936 geglückt. Damit wird eine verkehrsgeopolitische Wasserabgrabung (Drainage) der bisher nur durch die Yangtse-Stromader ostwärts erschlossenen Binnenlandschaft Szechwan nach Süden über Yünnan auf Indochina angebahnt, von der zunächst als erstes Drittel die Strecke Tschengtu—Tschunking (523 gebirgige Kilometer) gebaut werden soll. Dann folgt Tschungking—Suifu, endlich Suifu—Yünnanfu, nach einem schon am 21. Januar 1914 geschlossenen Abkommen, das der einstigen deutschen Westbahnkonzession ein Gegengewicht schaffen sollte, das nun vielleicht von China selbst durch eine Stichbahn von Yünnan nach Pakhoi geschaffen wird.

An Rohstoffen könnte die oberste fruchtbare und reiche Binnenlandschaft am Yangtse Weizen, Reis, Tee, Zucker, Tabak, Wolle, Kohle, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Salze, natürlich auch Rauschgift-Basen (Mohn, Opium) auf den Markt werfen. Tungöl, Seide, Safran, Rhabarber, Wachs kämen dazu. Riesige Wasserkräfte würden Betrieb durch weiße Kohle gewährleisten. Die Bodenschätze sind kaum angekratzt auf einem Raum von der Größe des Deutschen Reiches mit sehr ungleichmäßiger, stellenweise (um Tschengtu mit hoher Bewässerungskultur) großer Volksdichte. Hosie (E.) und Bodard (Fr.), beide von 1922, gelten auch heute noch als Standwerkberichterstatter über das zu erschließende Gebiet, das neben der Rohstoffzufuhr eben auch seinen großen Volksdruck auf Indochina loslassen würde, weshalb England immer zögerte, das Land etwa in der Richtung auf Birma verkehrstechnisch aufzureißen. Eine vorerst wirtschaftspolitisch gewinnbringende Erschließungsarbeit würde so der späteren volkspolitischen Überschwemmung Hinterindiens mit Chinesen Vorschub leisten und eine bisher nicht überfließende Zelle zum Ausfließen bringen, ein bisher für die Völkerflut dichtes Querschott sprengen.

Nicht umsonst graben die umsichtigen Herausgeber der niederländischen „Tijdschrift voor Economische Geographie“ in Nr. 1 des 28. Jahrgangs auf S. 26 die bemerkenswerte Schrift von Fang Si Sun aus: „Die Entwicklung der chine-

sischen Kolonisation in Südasien (Nan-yang) nach chinesischen Quellen“, Jena 1931, mit fesselnden Begleitnotizen. Nur müssen wir zu ihnen sagen, daß die chinesische Wanderparole zum Nan-yang gar nichts anderes bedeutet als die japanische zum Nan-Yo, dem begehrten Südmeer“, das beide sehr genau von ihrem Begriff des eigentlichen Pazifik, des „Tai-ping-yang“ (chin.) und des „Tai-Hei-Yo“ (jap.) unterscheiden. Die Indonesischen Besitzungen sind eben die am meisten verlockenden Kleinodien darin; davon ist eines, Java, so menschenüberfüllt, daß der Kampf um Ellenbogenbreite dort längst begonnen hat. Aber außerhalb von Java fehlt es noch weit zu dem Global-Grundbesitzstande von 0,14 ha auf den Kopf, den Sun errechnet. Das weiß man in Japan und weiß man in China; man könnte es auch in allen Kolonialmächten alten Stils wissen und sich sagen, daß es evolutionär oder revolutionär früher oder später zu Veränderungen kommen muß, die jedes solche gewaltsame Landöffnen, wie das französische in Szechwan, einst das usamerikanische in Japan, das englisch-französische Gemischtverfahren in China nur beschleunigt.

Auch jeder Raubbau, wie etwa in der Ölgewinnung, wirkt beschleunigend, und das behagliche Rentnertempo geht unter solcher Dynamik zum Teufel.

Für die chinesische Südost-Wanderungsliteratur werden damit neue, inhaltschwere Blätter mit blutmäßig wohlbegründeten Raumrückforderungen aufgeschlagen. Frankreich setzt auch hier den Spaten in einen Schutzdeich seiner Rasse — um ihn niederzureißen, wie sooft zum Schaden Europas.

## S P Ä N E

### der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

#### Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie

Die IBERO-AMERIKANISCHE RUNDSCHAU gibt als Nr. 8 ihres 2. Jahrgangs ein Sonderheft: Brasilien heraus, das wir als ausgezeichneten Überblick in die geopolitisch besonders starke Dynamik dieses Staates empfehlen. Die Nöte, die Brasilien aus der monokulturhaften Einstellung auf Kaffeeanbau erwachsen sind, brauchen wir unseren Lesern nicht mehr vorzuführen. Verweisen möchten wir aber in diesem Zusammenhang auf das Heft, das wir schon vor Jahren (Heft 1/1933) dem schicksalhaften Gegenspiel von Monokultur und Autarkie gewidmet haben; es ist ebenso wie die ihm folgenden Hefte des Jahrganges 1933 in seiner grundsätzlichen Einstellung von den Ereignissen überraschend bestätigt worden. Aus dem Brasilienheft der Ibero-Amerikanischen Rundschau entnehmen wir Teile des Aufsatzes von Alfred Schneider: Baumwolle im Wirtschaftsbild Brasiliens: Die Wirtschaftsstruktur Brasiliens war bisher

durch das Wort „Kaffeemonokultur“ ebenso erschöpfend wie inhaltsschwer gezeichnet. (.) Wenn der Absatz stockte oder wenn Überproduktion den Kaffeemarkt zu desorganisieren drohte, krachte es jedesmal im Gebälk der gesamten brasilianischen Volks- und Staatswirtschaft. Niemals waren die wirtschaftlichen und die politischen Folgen einer Kaffeekrise schwerer als nach dem Zusammenbruch der „Defesa“ im Jahre 1929. „Polykultur statt Monokultur“ — diese alte Forderung einsichtiger brasilianischer Staatsmänner und Wirtschaftspolitiker erhielt daher in der Weltwirtschaftskrise neue und höchste Aktualität. Als ein Weg zur Verwirklichung dieses Zieles erschien — aus innenwirtschaftlichen wie aus außenwirtschaftlichen Überlegungen gleich erstrebenswert — die Entwicklung der Baumwollkultur.

Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen ermöglichte Brasilien in den letzten drei Jahren eine nahezu ans Unfaßbare grenzende Steigerung seiner Baumwollerzeugung.



Sie ist buchstäblich aus den Trümmerresten einer künstlichen Kaffeeconjunktur bis auf Weltrang emporgewachsen, von rund  $1\frac{3}{4}\%$  im Jahre 1932/33 bis auf fast  $5\frac{1}{2}\%$  der Welterzeugung im Jahre 1935/36. Noch bezeichnender und vom Standpunkt Brasiliens aus wichtiger ist die Entwicklung seiner Baumwollausfuhr im Rahmen der Gesamtausfuhr. Ihr Wert nahm in absoluten Zahlen von 25116 £-Gold im Jahre 1932 auf 5,22 Mill. £-Gold im Jahre 1935, also rund um das Zweihundertfache zu. Gleichzeitig stieg der prozentuale Anteil der Baumwollausfuhr, gemessen am Wert der Gesamtausfuhr, von 0,07% auf 15,80%. Am sprunghaftesten war die Zunahme in den Jahren 1933 und 1934; die entsprechenden Zahlen lauten 1,03% und 13,24%. Nichts kann die heutige Stellung der Baumwolle im brasilianischen Wirtschaftsleben besser verdeutlichen als diese Zahlen. Sie nehmen der Kaffeekrise, die noch anhält, ihren schärfsten Stachel und machen die Beileast der Monokultur, die das Land auf einem jahrzehntelangen Leidensweg hat schleppen müssen, weniger drückend. (.)

Eine gesicherte Ausfuhrentwicklung ist um so wahrscheinlicher, als die Handelspolitik eini-

ger Baumwollverbraucherländer letzthin tiefgreifende Wandlungen durchgemacht hat, die Brasilien begünstigen müssen. Indem Deutschland gezwungen ist, einen großen, im vergangenen Jahr den größten Teil seiner Baumwolleneinfuhr zu verrechnen, und indem es weiter feste Abreden über Baumwollkontingente mit Brasilien getroffen hat, hat es einen unschätzbaren Beitrag zur Stabilisierung der brasilianischen Baumwollausfuhr geleistet. Denn nichts ist wichtiger für eine junge Kultur als Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Absatzes. Deutschland wird Brasilien beides wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus gewährleisten können. In einer ähnlichen Lage wie Deutschland ist Japan. Die Notwendigkeit einer Dezentralisation seiner Rohstoffkäufe und die Erhöhung der nordamerikanischen Einfuhrzölle für japanische Textilerzeugnisse haben in gleichem Umfange, wie die japanische Rohstoffeinfuhr aus Nordamerika zurückging, zu einer sprunghaften Steigerung der japanischen Baumwolleneinfuhr aus Brasilien geführt. Da es sich hier keineswegs um zufällige, sondern um grundsätzliche, teils von politischen Erwägungen beeinflusste Umschichtungen handelt, erhält Brasilien auch hier ein hohes Maß von Absatzsicherheit auf längere Zeiträume.

#### Brasilerzeugung und Welterzeugung an Baumwolle<sup>1)</sup> (1000 Ballen zu 500 lbs).

Erntejahr	Welt- erzeugung	Brasil- erzeugung	In % der Welt- erzeugung	Erntejahr	Welt- erzeugung	Brasil- erzeugung	In % der Welt- erzeugung
1930/31 .....	27 674	471	1,70	1933/34 .....	28 403	954	3,37
1931/32 .....	29 102	575	1,98	1934/35 .....	25 481	1309	5,14
1932/33 .....	25 345	438	1,73	1935/36 .....	28 026	1539	5,49

<sup>1)</sup> Der Aufstellung liegt das am 1. August beginnende internationale Baumwolljahr zugrunde, während das brasilianische Erntejahr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt. Hieraus erklärt sich nach Umrechnung in Tonnen der Mangel an Übereinstimmung mit den im folgenden genannten Produktionszahlen.

#### Erzeugung, Inlandsverbrauch und Ausfuhr von Brasilbaumwolle (1000 t).

	1930	1931	1932	1933	1934	1935
Gesamternte.....	102,0	123,5	75,4	149,6	279,7	370,5
davon:						
São Paulo.....	11,0	20,0	21,1	34,7	105,0	115,0
Nordoststaaten .....	84,1	96,0	48,2	99,6	162,0	235,5
Inlandsverbrauch .....	72,5	85,5	91,8	102,4	110,0	119,3
Ausfuhr.....	30,4	20,7	0,5	11,7	126,6	138,6
Ausfuhrwert je t (Gold-£).....	68/2/—	39/15/—	48/14/—	31/12/—	36/17/—	37/13/—

Hauptausfuhr- richtungen	1934	1935	1936 Jan./April	Hauptausfuhr- richtungen	1934	1935	1936 Jan./April
Deutschland .....	21,4	82,3	13,1	Holland .....	5,2	4,7	1,0
Japan .....	1,7	2,5	4,6	Portugal .....	6,9	3,0	0,5
England .....	66,3	26,0	13,1	Italien .....	4,3	2,7	0,5
Frankreich .....	11,3	10,7	4,3	Finnland .....	1)	1)	1)
Belg.-Luxemburg ..	8,7	5,9	4,0	Spanien .....	0,1	0,1	1)

<sup>1)</sup> Weniger als 100 t.

Ein letzter, jedoch nicht der unwichtigste Faktor für die Zunahme der brasilianischen Rohbaumwollerzeugung sind die steigenden Anforderungen der nationalen Baumwollindustrie. Der Inlandsverbrauch an Baumwolle ist in den Krisenjahren seit 1930 nicht nur um mehr als 60% gestiegen, er war bis zum

Jahre 1935 sogar größer als die gesamte Paulistaner Baumwollenernte. Die junge Baumwollkultur wird also auch in Zukunft einen festen Rückhalt auf dem Binnenmarkt haben, um so stärker, je mehr sich die Baumwollindustrie entwickelt und rationalisiert.

V.

#### Die Baumwollindustrie Brasiliens.

	1913	1930	1935
Spindelzahl ..... (1000 Stück)	1 200	2 775	2 532
Webstühle ..... (Stück)	50 000	77 946	81 158

#### Regionale Gliederung.

	Spindeln (1000 Stück)		Webstühle		Arbeiter	
	1933	1929	1933	1929	1933	1929
São Paulo .....	817	857	26 056	24 129	25 863	36 249
Bundesdistrikt .....	725	717	16 943	16 976	—	21 199
Minas Geraes .....	290	220	—	7 848	—	13 683
Rio de Janeiro .....	254	235	—	7 264	14 488	9 962
Pernambuco .....	127	150	5 224	5 754	11 943	12 495
Alagoas .....	104	91	3 196	2 709	6 573	7 140
Sergipe .....	86	60	2 648	2 564	5 441	5 106
Bahia .....	85	107	4 085	5 409	4 071	5 308
Maranhão .....	—	75	—	2 354	3 756	3 414
Parahyba .....	40	14	1 740	512	4 508	928
Rio Grande do Sul .....	—	34	—	1 198	—	2 100
Ceará .....	30	22	955	751	—	2 692
Santa Catharina .....	22	22	922	717	—	1 800
Espírito Santo .....	—	8	—	361	—	636
Piahy .....	—	3	—	168	—	236
Rio Grande do Norte .....	1	4	—	176	32	540
Paraná .....	—	—	—	20	—	30

#### Zur geistigen Blockade Deutschlands im Weltkrieg

Die amerikan. Vierteljahrsschrift „FOREIGN AFFAIRS“ bringt in ihrem Januarheft 1937, S. 311 ff. (Bd. 15, Nr. 2) einen Aufsatz von H. Schuyler Foster jr., der betitelt ist: „Charting America's News of the World War!“ Der Aufsatz bringt höchst merkwürdiges und aufschlußreiches Material. Wir entnehmen ihm das folgende Diagramm, das für sich selbst spricht und keiner großen Interpretation bedarf. (S. 237.)

Der plötzliche fast vollständige Fortfall direkt von Deutschland kommender Nachrichten Anfang August 1914 gründet in der Kriegserklärung Englands am 4. August und dem darauf erfolgenden Kappen des Emden-Neuyork-Kabels. — Das Ansteigen des Anteils direkter deutscher Nachrichten im Dezember 1916 erklärt sich aus dem großen Interesse, das die amerikanische Öffentlichkeit am deutschen Friedensangebot nahm.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die damals noch neutralen USA. nur durch

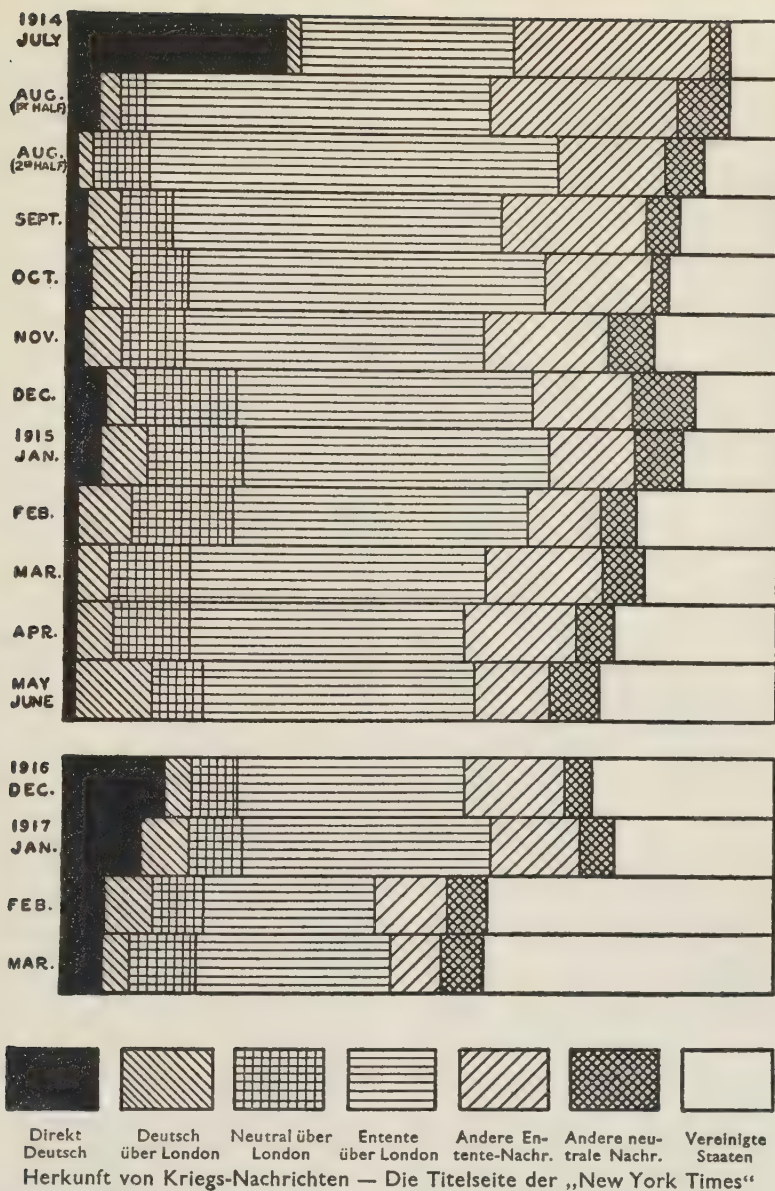
den winzigen Bruchteil unmittelbar aus Deutschland kommender Nachrichten unbeeinflusst unterrichtet werden konnten — insoweit nämlich der betr. Berichterstatte nicht bereits voreingenommen war.

Man sieht: die Blockade gegen die Wahrheit war effektiv. Zugleich erhellt daraus mittelbar aber die Bedeutung, die dem Rundfunk als dem künftigen Brecher solcher Blockade im Kriegsfall zuwächst.

V.

#### Karte — Waffe oder Gift?

Die Karte ist ein Kampfmittel. Es rüttelt auf. Es macht stolz. Es macht hellhörig. Karten können Instinkte wecken, zur Wehrhaftigkeit erziehen, politische Notwendigkeiten begreifen lehren. Das alles wissen wir. Doch bei alledem hoffen wir, daß uns ein gnädiges Schicksal davor bewahren möge, daß solche Waffen in falsche Hände geraten. Die blanke, glitzernde Waffe wird in der Hand des Dilettanten oder des Übelwollenden zum Gift, das der Harmlose schluckt, ohne zu wissen, was daraus erwächst.



Was sollen wir dazu sagen, daß Leo Weismantel ein Buch über das Wirken der Heiligen in Deutschland schreibt und dazu von Alfred Riedel eine Karte malen läßt, die das „Heilige Deutschland“ heißt, im Caritasverlag in Freiburg im Br. erscheint und von der Kolpingsfamilie allen guten Katholiken emp-

fohlen wird. Auf der genannten Karte hat man sich der sogenannten dynamischen Methode bedient, das heißt, man nimmt von der Karte nur Umrisse und ein paar topographische Linien und malt dann hundert Dinge hinein, die von sich aus den Betrachter ansprechen sollen. Diese Dinge aber heißen hier,



wenn man sie in Form einer schülerhaften Nacherzählung wiedergeben wollte, etwa so: Im alten Germanien lebten einst böse und häßliche Menschen. Diese kleideten sich in Bärenfelle, lagen der Büffeljagd ob, verbrannten die Heiligen, wo sie konnten und waren alles in allem eine rohe Horde. In dieses alte Germanien kam endlich eine neue Zeit, als das Christentum — versinnbildlicht durch St. Christophorus, der dem schwarzen Meere entsteigt — durch viele fromme Brüder den Eingang fand. Im wilden Waldland erwachsen schöne Dome, milde Fratres führen den Pflug, Heereszucht erwächst unter Führung gottesfürchtiger Führer, die alten heidnischen Eichen werden mit wuchtigem Schläge gefällt. Viele beugen sich der neuen milden Regierung. Nur daß manche eben ihre alten barbarischen Germanensitten nicht ablegen können und frommen Gottesknechten das Haupt abschlagen oder sie sonstwie häßlich quälen.

Solches kann man aus der Karte herauslesen, um nicht zu sagen, daß man recht herb darauf gestoßen wird. Und was daraus entsteht, ist schleichendes Gift. Es darf nicht sein, wie man auch zu den Fragen der Kirchengeschichte stehen mag, daß immer wieder das Motiv der abgründigen Verkommenheit der germanischen Vorfahren dem der Erlösung und Aufartung durch römische Geistliche gegenübergestellt wird. Wenn das sogar in seiner räumlichen Verbreitung dargestellt wird, ist die Grenze des noch Sinnvollen so weit überschritten, daß allem Übelvollen Tür und Tor geöffnet wird. Man denke nur daran, welche Kette ohne Ende entsteht, wenn jemand darauf käme, der Karte der Stätten guter Taten heiliger Männer eine entsprechende gegenüberzustellen, die die weniger schönen derselben Kreise räumlich zur Darstellung bringt.

Darüber hinaus muß auch bei jeder dynamischen Bildkarte unbedingt vermieden werden, daß nebenbei falsche Vorstellungen entstehen. Weder ist das Germanien der Christianisierungszeit ein einziges Waldland mit Büffelherden gewesen, noch haben sich die Bewohner dieses Landes in der dargestellten Theatermanier gekleidet. Auch hat die Geschichte von Bonifazius und dem Eichenfällen längst keine historische Grundlage mehr, ebensowenig wie es bei dem bekannten Martyrium 11000 Jungfrauen gegeben hat.

Karten — ja, aber nicht falsche und giftige!  
J.

### Festungen als geopolitische Kraftfelder

„Der Raum als Waffe“, so lautet ein vor kurzem von unserem Mitarbeiter Rupert von

Schumacher erschienenes Buch. „Die Waffen im Raum“ möchte man ein ganz vortreffliches Werk nennen, das in der Sammlung „Neue Deutsche Forschungen“ erschienen ist. Verfasser ist Dr. Albert Grabau, der Titel des Werks „Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf die strategische Lage von 1870 bis 1914“. Festungen entstehen nicht an jedem beliebigen Punkt; wie Häfen und Hauptstädte, große Industrieorte und Handelsplätze, so sind auch die Festungen den Gesetzen des Raums unterworfen, den sie zu schützen haben. Wächst der Staat, so wächst auch der Raum des Staates. Dies bedingt nicht nur auf verwaltungsmäßigem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet neue Maßnahmen, dies erfordert auch in erster Reihe neues strategisches Denken. Es war ein Glück für das Deutsche Reich, daß es nach seiner Einigung 1871 als Generalstabschef einen Mann wie Moltke hatte, der den großen strategischen Aufgaben, die nach der Einigung und dem erfolgten Landzuwachs auftraten, gewachsen war. Grabau schildert diese Arbeit Moltkes: „Die Ausmerzungen einer großen Anzahl von Festungen brachte nicht nur eine wirkungsvolle Verstärkung der Feldarmee durch die Einziehung der Festungsbesatzungen, sondern legte auch strategisch und fortifikatorisch das Schwergewicht des ganzen Festungsausbaus nach dem Westen. Nur eine kleine Zahl von Befestigungen blieb im Osten erhalten, wo sie lediglich den Schutz des Aufmarsches der deutschen Heere zu übernehmen hatten. Andererseits veranlaßte der Feldmarschall den Ausbau der Eisenbahnlinien in der West-Ost-richtung, vornehmlich nach Ostpreußen und nach Diedenhofen, Metz und Straßburg, und schuf so erst die Grundlage für eine wirksame Führung des Zweifrontenkriegs, die Möglichkeit, die Armee im Bedarfsfalle von einem Kriegsschauplatz nach dem andern zu transportieren und damit die Heeresmacht doppelt zur Wirkung zu bringen. Das war eine der gewaltigsten Schöpfungen Moltkes für die damalige Zeit, die wir heute vielfach als etwas Selbstverständliches hinnehmen.“

An die Erörterung der Strategie Moltkes schließt sich die Behandlung der Veränderungen des Festungsproblems unter Graf Schlieffen und Generaloberst v. Moltke. Ausgedehnte Erläuterungen und eine Anzahl der wichtigsten Urkunden, soweit sie sich auf das Festungsproblem beziehen, vervollständigen das Werk, das in seiner klaren und übersichtlichen Anordnung und in streng wissenschaftlicher Weise nicht nur dem Militär, sondern auch dem Geopolitiker wertvolle Anregungen geben kann. Sind es doch stets die Militärs

gewesen, die raumpolitische Denken, wenn auch natürlich wehrpolitisch bedingt, pflegten und sich so schon früh das geopolitische Fingerspitzengefühl aneigneten, das wir uns auf anderem als wehrpolitischem Gebiet erst langsam zu erwerben beginnen. Und wenn die Geopolitik sich mit wehrpolitischem Schrifttum befaßt, so tut sie dies nicht, weil sie den Ehrgeiz hat, „Kriegswissenschaft“ sein zu wollen, wie es ihr von ausländischer Seite schon vorgeworfen wurde. Kjellén, der große schwe-

dische Staatswissenschaftler, schreibt gerade hierüber (Der Staat als Lebensform, 4. Aufl., deutsch von Sandmeier): „Nie also zeigt sich die organische Natur der Reiche klarer als im Kriege. Der Krieg ist gleichsam ein Experimentalgebiet für die Geopolitik gleichwie für alle Politik, und die Generalstäbe sollten wissenschaftliche Akademien sein, nicht zum mindesten in diesem Zweige der Staatswissenschaft.“

F.

**HANS OFFE:**

## Geopolitik und Naturrecht

*Das Recht ist nicht das Höchste in der Welt, nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck; der Endzweck desselben ist das Bestehen der Gesellschaft. Zeigt es sich, daß die Gesellschaft bei dem bisherigen Rechtszustande nicht zu bestehen vermag, und ist das Recht nicht imstande, dem Abhilfe zu gewähren, so greift die Gewalt ein und tut, was geboten ist — es sind die Notstände im Leben der Völker und Staaten. Im Notstande hört das Recht auf, wie im Leben der Individuen, so auch im Leben der Völker und Staaten. R. v. Ihering, Der Zweck im Recht I (1884), S. 250.*

Eine praktisch bedeutsame Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie besteht darin, das Wesen des Rechts und seinen Zusammenhang mit einer sittlichen Welt- und Lebensordnung festzustellen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß auf diese Weise — und nur unter dieser Voraussetzung — dem geltenden Recht eine tiefere Begründung gegeben werden kann. Vor allem aber wird dergestalt die Möglichkeit eröffnet, die Gesetzgebung im Sinne der Rechtsidee weiterzuentwickeln.

Das Wesen der Rechtsidee hat gleich wenig zu tun mit der im Ameisen- und Bienenstaat verkörpert instinktgebundenen Ordnung wie andererseits mit einem auf reiner Gewalt beruhenden Herrschaftsverhältnis. Die elementaren Rechtsbegriffe als unmittelbare Verkörperungen der Rechtsidee werden durch das geltende („positive“) Recht nicht geschaffen, vielmehr nur angewandt. „Die reine Rechtslehre oder das Naturrecht, besser moralisches Recht, liegt ... jeder rechtlich-positiven Gesetzgebung zugrunde, wie die reine Mathematik jedem Zweige der angewandten“<sup>1)</sup>. Stellt man nun der Gesamtheit der jeweiligen positiven Rechtssätze eine ebensolche der durch Nachdenken als der Rechtsidee entsprechend gefundenen gegenüber, so bedeutet dies den Begriff des Naturrechts.

Man ahnt ohne weiteres, welche großen, das Leben der Staaten und Völker bedrohenden Spannungen in dem eben angedeuteten Gegensatz mitgegeben sind. Verschärft werden sie durch die allgemeine „Neigung der menschlichen Natur, dogmatisch zu werden“ (Kant). So wundert es im Grunde nicht, wenn von gegenwärtigen Vertretern der Rechtsphilosophie beachtliche Äußerungen getan wurden, die dem

1) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 4. Buch.

Juristen im besondern jene Denkungsart vorwerfen, „die der philosophischen am meisten entgegengesetzt ist“. Und dies, „trotzdem das Material, mit dem der Jurist sich beschäftigt, seine Problematik viel stärker dartut als zum Beispiel die Naturwissenschaft“<sup>1)</sup>.

Bedarf es noch einer Betonung der Tatsache, daß mit den eben angeführten Worten ganz wesentlich die rein formale (Begriffs-) Jurisprudenz getroffen wird? Wir werden im folgenden an einigen Hauptpunkten erläutert sehen, welche Rolle ihre Gegenspielerin, die Idee des Naturrechts, im Laufe der geschichtlichen Neuzeit auf dem Gebiet des Staats- und Völkerrechts spielte, um alsdann die bezügliche Stellung der Geopolitik und ihre besondern Aufgaben zu würdigen.

•

Besitzt für uns die Geschichte der Philosophie im allgemeinen und das mit den jeweiligen philosophischen Strömungen eng verknüpfte Naturrecht im besondern mehr als bloß historischen Erkenntniswert, so muß als Frucht angewandter Geschichte zunächst in aller Kürze herausgestellt werden, welche wichtigsten Gründe den Niedergang des klassischen Naturrechts bewirkten.

Bereits der Ausgangspunkt des frühen Naturrechts führte auf schlimme Irrwege: Schon Hugo Grotius erörtert in seinem epochemachenden Werk *De jure belli ac pacis* (1625) wesentlich die Beschaffenheit der menschlichen Natur schlechthin! Erst recht tun dies seine großen Nachfolger, voran ein Hobbes, Pufendorf, Thomasius. Was sonst aber als einzig physiologische, der Erziehung und Ausbildung harrende Anlagen bleiben überhaupt noch übrig, wenn man alle geschichtswirksam gewordenen völkischen Eigenschaften und Triebe des Menschen einfach nicht sehen will? Die dergestalt vom klassischen Naturrecht des 17. und 18. Jahrhunderts als einheitlich vorgestellte geistig-seelische Natur des Menschen erweist sich somit als ungeeignet, Grundlage einer allgemeinen Rechts- und Staatstheorie zu sein. Es bedurfte aber der ganzen Folgezeit des 19. Jahrhunderts bis an die Schwelle der Gegenwart, um die Alles-Gleichhobelungs-Versuche auch zahlreicher anderer Wissenschaften in ihrer ganzen Einseitigkeit und Fragwürdigkeit zu erkennen — beispielhaft angeführt sei hier nur die ausgedehnte literarische, auch die religionswissenschaftliche Quellenforschung mit ihrer Überbetonung alles (wirklich oder vermeintlich) Gleichartigen und Gleichwertigen auf Kosten der spezifischen Unterschiede; oder die Geographie einer noch nicht allzulang entschwundenen Zeit mit ihrer heute offenbar gewordenen Unterschätzung und Vernachlässigung länderkundlicher Probleme zugunsten einer — womöglich noch auf die physisch-mathematische Seite beschränkten — „Allgemeinen Geographie“. Erst in der Gegenwart bahnt sich im wissenschaftlichen Denken insgesamt das vertiefte Verständnis für das Einmalige und Individuelle, für das räumlich und zeitlich Bedingte an.

1) Emge, *Vorschule der Rechtsphilosophie* (1925), S. 17.



Dem Ausbau der Völkerpsychologie und der Soziologie folgte die aus philologischer Enge hinausführende, aber auch sonst von verschiedenster Seite mit bearbeitete Kulturkunde. Beide Wissenschaften sind nicht wohl denkbar ohne die Vorarbeiten, die das 19. Jahrhundert zunächst im Geiste des mehr romantisch orientierten Historismus, dann des Positivismus in mühevoller Einzelforschung schuf. Kurz gesagt: Wir wissen heute zur Genüge, daß es keineswegs nur jene „physiologischen Anlagen“ sind, welche die Rassen und Völker voneinander trennen; vielmehr wird jeder naturrechtliche Denker von vornherein in Rechnung stellen müssen die ungeheuren Spannweiten, zwischen denen sich das Vorstellungs-, Empfindungs- und Gefühlsleben der einzelnen Rassen der Menschheit bewegt, und damit die wichtigen Gegensätze, deren sich jede — im wahren Wortsinne so zu nennende — „Realpolitik“ stets gewärtig halten muß.

Wie im Menschlich-Persönlichen, so im Geographisch-Raumhaften. In Kjelléns „Ideen von 1914“ beispielsweise besitzen wir die unumstößlichen Beweise für die leider oft verkannte Tatsache, daß die Betonung des Irdisch-Raumhaften keineswegs blind macht gegen die elementare Bedeutung des rein Geistigen im Menschen in all seiner rassischen Eigenart, aber auch in seiner Einmaligkeit und seiner Verwurzelung im Raum.

Um auf den problematischen Ausgangspunkt des alten Naturrechts und die Frage seines Ersatzes durch zeitgemäßere Erkenntnisse zurückzukommen, dürfte die Gegenwart die besten Voraussetzungen bieten für eine kraftvolle Synthese von Altem und Neuem: Von immer wiederkehrenden Hochgedanken, die das menschliche Rechtsempfinden aus sich gebiert, mit den jüngster Wissenschaft entsprossenen Fingerzeigen für eine neue Grundlegung zwischenstaatlicher Beziehungen.

Schließlich war es nicht zum wenigsten der extreme Individualismus, der dem Naturrecht alten Stils zum Verhängnis wurde. Im Gegensatz zum mittelalterlichen Menschen, der namentlich im religiös-kirchlichen und ständischen Sinne ein Gebundener war, betonten die Naturrechtler des 17. und 18. Jahrhunderts — am wirksamsten wohl J. J. Rousseau — das Recht auf innere und äußere Unabhängigkeit des einzelnen. Kein Wunder, wenn dieser Gedanke, vom Staatsbürger auf das Staatsganze überspringend, in der Folgezeit zu einem sehr beträchtlichen Teil das Emporkommen des Imperialismus begünstigte und damit letzten Endes die erschütternde Dynamik der heutigen Staatenwelt im ganzen.

Andrerseits sind freilich längst Kräfte entgegengesetzter Art mit am Werk: Innerhalb der Staaten der Staatssozialismus in seinen verschiedenen Gestalten und Entwürfen; das zwischenstaatliche politische Dasein aber schuf sich eine fast unübersehbare Fülle gegenseitiger, vor allem auch wirtschaftlicher Bindungen und schicksalhafter Verflechtungen (an die im einzelnen kaum erinnert werden kann, ohne daß man Gefahr läuft, sich in Gemeinplätzen zu bewegen). —

Das Naturrecht der Gegenwart sucht nach einem allgemeingültigen und

notwendigen Prinzip für alles Recht durch das Mittel der Vernunftkenntnis. Im formellen Sinne kennzeichnet es sich durch die ihm eigene Art des Geltens: Nicht Autorität einer menschlichen Gesellschaft ist Grund seiner Verbindlichkeit, vielmehr ist dies die seinen Normen innewohnende Vernünftigkeit (Stammler). Unmöglich somit, daß das Vernunftrecht die Dinge einfach so hinnimmt, wie sie sind. Es wertet, wobei dann die Vernunft Gültigkeit und Wertbedeutung hat als oberstes Ordnungsprinzip. Insofern — und nur insofern — ist allerdings dem Naturrecht auch noch vom Standpunkt der Gegenwart aus Zeitlosigkeit, Ewigkeit und Unveränderlichkeit zuzusprechen.

Anläßlich des 300. Jahresgedächtnisses des Erscheinens von H. Grotius': *De jure belli ac pacis* erging eine Rundfrage an 41 namhafte in- und ausländische Juristen, dahin, ob und in welcher Bedeutung das Naturrecht im Sinne des Grotius im heutigen Völkerrecht Geltungskraft habe. Gefragt wurde 1. nach der Anwendung der naturrechtlichen Normen auf die internationale Rechtsprechung; 2. ob diese den Maßstab der Sittlichkeit, den der internationalen Interessensolidarität oder den der wohlverstandenen subjektiven Interessen der Staaten zum Inhalt hätten. — Sieht man von weniger wichtigen Einzelheiten ab, so ergibt sich folgendes als überwiegende Auffassung der Völkerrechtslehrer: „Es gibt Normen, die deshalb gelten, weil sie zu den Voraussetzungen des Völkerrechts gehören. Anlangend die Kardinalfrage, ob die Existenz immanenter Prinzipien des Rechts bejaht oder gelehnet werde, zeigt sich für den Juristen die immerhin überraschende Tatsache, daß nur in zwei Fällen „Rücksicht der Billigkeit, des gemeinen Nutzens“ oder der „Moral oder des Kollektivinteresses“ ausdrücklich nicht für geboten erachtet wurden, soweit sie sich nicht schon aus Gesetz und Vertrag ergaben. — Man hat jedenfalls gesehen, daß dem Völkerrecht gegenüber die überkommenen Begriffe einer positiven Geltung und Sanktionierung des Rechts versagen. Wenn etwa Kant („Zum ewigen Frieden“, 1794) der naturrechtlichen Lehre des Grotius „die mindeste gesetzliche Kraft“ absprach, „weil Staaten als solche nicht unter einem gemeinsamen äußeren Zwange stehen“, so lag in dieser Begründung „die Negation alles Völkerrechts“. Wohl allen wichtig zu nehmenden Antworten ist aber ein gemeinsamer Zug eigen: Die Erkenntnis von der Schwierigkeit einer Begründung des Völkerrechts, andererseits auch das Abrücken von allen primitiven Lösungen.

Mag man in diesem Sinne immerhin das Gebot der Vertragstreue als eine über den Vertragspartnern stehende völkerrechtliche Norm ansehen, so ist damit über den zweckmäßigen Inhalt des zwischenstaatlichen Verhaltens im Vertragswege noch nichts ausgesagt. Damit gelangen wir zu einer die Geopolitik in besonderem Maße angehende Frage.

Durch die historische Rechtsschule sind wir belehrt, daß es auch im Recht keine Allgemeingültigkeit, keine Unwandelbarkeit gibt, vielmehr stete Entwicklung. Somit ergibt sich für das moderne Naturrecht das Kennzeichen des Relativismus. „Es ist verschieden je nach Ort und Zeit, es richtet sich nach dem jeweiligen Stande der Kultur. Sodann trägt es die Kennzeichen des Voluntarismus. Es muß eine Realität hinter ihm stehen, mag man diese in der physischen Macht, im Willen oder der gemeinsamen Anerkennung erblicken<sup>1)</sup>.“

Zusammenfassend ist zu sagen, daß es für das folgerichtige Zurückdenken keine andere letzte Entscheidung gibt als diese: „entweder alles Recht auf eine die ganze Humanitas verpflichtende Ursprungsform zurückzuführen, oder aber alles Recht (nicht nur das Völkerrecht!) überhaupt zu leugnen und das, was man Recht nennt, zu entlarven als täuschenden (indes vielleicht höchst wertvollen) Abglanz des Zusammenspiels von Interesse, Gewalt und Gewöhnung“<sup>2)</sup>.

Im Staatenleben der Gegenwart steht die Vernunft ohne jeden Zweifel sehr niedrig im Kurs. Daß sie freilich auch überbewertet werden kann, lehrt das Bei-

1) Gnaeus Flavius, *Der Kampf in der Rechtswissenschaft* (1906), S. 30.

2) Nach Thoma in *Niemeyers Ztschr. f. internat. Recht* (1925), S. 180.

spiel Hegels mit erschreckender Deutlichkeit. „Wer (wie Hegel) mit dem Worte Vernunft den Gedanken an eine magische Kraft verbindet, mit dem man etwas in die Welt der Erfahrung hineinzaubert, der ist wissenschaftlich auf einem toten Punkt angelangt.“<sup>1)</sup>

Der praktische Schluß liegt nahe: Der menschlichen Vernunft, damit auch dem Naturrecht in unermüdlichem Streben seine wahre Bedeutung anzuweisen, die ihm nicht zuletzt im Staatenleben zukommt. Einerseits rückt die Gegenwart weit ab von der Gesamteinstellung des klassischen Naturrechts, das über praktisch völlig unzulängliche Vernunftteilen kaum hinausgelangte. Andererseits ist unsere Zeit — weit anspruchsvoller zwar, doch viel weniger anmaßlich in Sachen der Vernunftkenntnis — langsam auf dem Wege, auch an die „hohe“ Politik mit derselben geistig-seelischen Haltung heranzutreten, die von Lord Bacons, des Vaters der Erfahrungsphilosophie, Zeiten an, vielleicht allzu stillschweigende Vorbedingung wurde für die unleugbaren Fortschritte auch auf kulturellem Gebiet, ohne die wir Lebenden uns unser Dasein kaum noch vorzustellen vermögen.

Primum vivere, deinde philosophari. Wir wollen jedenfalls leben — jeder einzelne, so auch die Völker, die Staaten. Wie gelangen aber die so ungeheuer verwickelten Überpersönlichkeiten der Staaten zur Klarheit über den in ihnen jeweils verkörperten Lebens- und Kulturwillen und über die Wege, die ihnen offenstehen, doch so, daß dabei andere Völker- und Staatenindividuen ihrerseits keine lebenbedrohende Einbuße erleiden?

„Vernunftkenntnis“ kann freilich, bei aller scheinbaren Ähnlichkeit im einzelnen, sehr leicht auf Abwege geraten: dies das Schicksal jenes bloß vernünftelnden Naturrechts.

Was Albert Schweitzer, der große Mann des Denkens und des Handelns, in seiner „Kulturphilosophie“ über jene einander so täuschend ähnliche, doch abgrundtief voneinander getrennte Erscheinungsformen des „Rationalismus“ sagt, sollte, wie für den Einzelmenschen, dem es zunächst gilt, so auch für das Staatenleben Geltung gewinnen: „Im alten Rationalismus unternahm es die Vernunft, die Welt zu ergründen. Im neuen Rationalismus hat sie als ihre Aufgabe zu erfassen, über den Willen zu leben, der in uns ist, ins Klare zu kommen. So kehren wir zu einem elementaren Philosophieren zurück, das wieder mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung, wie sie den Menschen unmittelbar bewegen, beschäftigt ist und die wertvollen Ideen, die in uns sind, zu begründen und zu erhalten sucht.“

■

Die geistige Substanz, aus der die Staaten der Gegenwart die letzten konstruktiven Linien ihrer Politik, zumal nach der territorialen Seite, gestalten, liefert wichtige

1) R. Stammler, Die Lehre vom richtigen Recht (1902), S. 102.



Fingerzeige für die Entscheidung der Frage, welcher Entwicklungsstufe des Naturrechts ihre Staatsidee zuzurechnen ist. Kurze Andeutungen mögen an dieser Stelle genügen.

Frankreich ist bei den vor anderthalb Jahrhundert so überaus modernen Grundrechten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ stehengeblieben. Jeder Tag des Weltkrieges verkündete es einer auf die Einwirkung französischer Propaganda abgestimmten Staatenwelt (einschließlich der Halbkulturvölker), daß Frankreich seine Weltsendung, die Verwirklichung jener Ideen, mit Aufbietung aller verfügbaren Kräfte durchzusetzen willens sei. Wundert man sich, wenn der französische Boden der unfruchtbarste ist für die Aufnahme geopolitischer Gedankengänge? Wohlgemerkt: soweit sie nicht unmittelbar aus der eigenen Perspektive gedacht sind — hat doch der Raum, nicht das Volk in der französischen Geschichte seit Jahrhunderten die entscheidende Rolle gespielt.

Deutlicher noch macht sich bei England bzw. dem Britischen Weltreich die Stellungnahme zum Naturrecht geltend. Es ist zu beachten, daß aus der Zahl der Gegenschriften, die Grotius' *Mare clausum* hervorrief, diejenige des berühmten englischen Juristen John Selden hervorragt. Jakob I. hatte aus politischen Gründen ihre Veröffentlichung verboten, weswegen sie dann, obwohl als „Ergänzung“ zu jenem Werk gedacht, erst ein Vierteljahrhundert später erschien<sup>1)</sup>. Allerdings war es inzwischen (1635) sehr zweifelhaft geworden, ob das angebliche Recht auf die Oberherrschaft in den Englands Küsten bespülenden Meeren angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten sei; Karls I. hatte Kriegspolitik ermunterte nicht zu dieser Auffassung. Übrigens hatte sich anfänglich die englische Seeherrschaft im Kampfe gegen Spanien und für den Protestantismus entwickelt, und mit ihr der leitende Gedanke, daß diese Form staatlicher Machtentfaltung um des Friedens und der Freiheit der Welt willen nötig sei! Rückschauend erkennen wir mit voller Deutlichkeit, wie das stets sehr anpassungsfähige England den Kampf gegen die Forderungen des Naturrechts zur rechten Zeit auf ein anderes Gebiet zu verlegen weiß. Es ist lehrreich für die Betrachtung der leitenden englischen Staatsideen, das diplomatisch so kluge und zähe England unter den ange deuteten Gesichtspunkten zu beobachten, bis hin zu der großen Haager Konferenz und bis in die unmittelbare Gegenwart. Daß durch die Entwicklung der neuzeitlichen Kriegstechnik die Lage des englischen Mutterlandes sich stetig problematischer gestaltete, ist dabei vom geopolitischen Standpunkt aus festzuhalten.

Solche kurzen Streiflichter dürften beitragen zur Erhellung der Tatsache, daß der Gedanke des Naturrechts in engster Wechselbeziehung steht zu den Grundvorstellungen, die sich ein Volk, die sich eine Menschheitsepoche macht von dem rätselhaften Etwas namens Staat, nach seinen natürlichen Daseinsbedingungen. Schon der

---

1) Ausführliches in *Diction. of Nation. Biography* XVII, S. 1156 f.

einzelne Mensch, insonderheit der politische Mensch, ist ein Bürger zweier Welten: einerseits an die körperliche Natur gebunden, andererseits seinem Gewissen verpflichtet, an der Idee des Guten mitzuarbeiten. Erst recht der Geopolitiker ist sich der ganzen Tragweite dieser Tatsache bewußt, wenn er gleichfalls dem Staat jene Doppelnatur des Körperlich-Ideellen rückhaltlos zuerkennt, damit aber auch die naturgegebene, nicht wegzuleugnende Spannung, die zwischen „Recht“ und „Macht“ besteht. Aber weit entfernt, in solcher Spannung eine unüberbrückbare „Antithese“ zu sehen, ist er überzeugt, daß das Recht eines realen Ansatzpunktes bedarf innerhalb der wirklichen, nicht der geträumten Welt. Nur eine im Gesamtbereich der Wirklichkeit gründlich und allseitig unterrichtete, in ihr sich betätigende Macht kann hier zum Ziele führen. Wohin andererseits die Macht führt, wenn sie im Bunde mit der „Freiheit“ (deren geistige Ahnen wir skizzierten) steht — dafür ist der gegenwärtige weltpolitische Zustand im Ganzen der sicherste Beweis.

Das neue Naturrecht, auf dem Grundsatz zwischenstaatlicher Gerechtigkeit errichtet, stellt unendlich viel höhere Anforderungen zumal an die territoriale und völkische Grundlegung der Staaten: hier helfen keine kautschukartig dehnbaren Begriffe von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“; hier hat die auf Erfahrungswissenschaft gegründete Technik des Staatsbaues und der zwischenstaatlichen Beziehungen das Wort, Erkenntnisse, die ihrerseits praktisch undenkbar sind ohne ihr Fundament, die Geopolitik. Und so darf zusammenfassend behauptet werden:

Das sogenannte positive Recht (einschließlich des Völkerrechts) sagt aus, was praktisch „recht“ ist; das Naturrecht, allgemein gesprochen, strebt nach den Normen dessen, was als Recht gelten soll. Die Geopolitik zeigt, was im Sinne des neuzeitlichen Naturrechts aus den Lebensgesetzen der Völker und Räume heraus praktisch möglich ist. Unsere Wissenschaft faßt also die naturrechtlichen Probleme gleichsam von der methodischen und technischen Seite auf.

Ohne sich irgendwie ausschließlich an sie zu klammern, führt die Geopolitik das politische Denken auf die Gesamtheit der räumlichen Lebensbedingungen zurück, denen das politische Handeln auf die Dauer notwendig unterliegt, deren Ausfluß es vielfach ist. Das Naturrecht, allgemein gesprochen, lenkt den Blick auf das Recht, das mit uns geboren. Beide, Naturrecht wie Geopolitik, tun somit den Schritt zurück ins Kreatürliche. Beide, Geopolitik wie neuzeitliches Naturrecht, befreien das staatlich-politische Denken aus der verhängnisvollen Vereinsamung in Gestalt jener freischwebenden „Nichts-als-Geistigkeit“, die sich seit dem Hochmittelalter wie ein ständiger Alpdruck auf die abendländische Kulturentwicklung niedersenkte.

So betrachtet, gewinnt das Naturrecht, dieses uralte Gedankengut der abendländischen Menschheit, in unsern Tagen neue Zukunftsmöglichkeiten. Zum Zeichen

dessen, daß solche Erwartungen nicht etwa der deutschen Kulturwelt ausschließlich zu eigen sind, sei hier das Wort von Viscount Bryce angeführt:<sup>1)</sup>

„Wer kann sagen, ob nicht einem so alten, an sich einfachen Gedanken, der jedoch verschiedene Gestalt annehmen kann, einem Gedanken, der eine so wechselvolle Geschichte gehabt und dessen Einfluß sich so weit erstreckt hat, im ferneren Leben der Menschheit noch eine Zukunft beschieden sein mag?“

**HANS K. E. L. KELLER:**

### Einheit und Vielfalt im rechtlichen Weltbild

Alle bisherigen Versuche, die „Geschichte des Internationalismus“ zu schreiben — etwa die Bücher des Norwegers Christian Lange und des Holländers Jacob ter Meulen —, bewerten stillschweigend das internationalistische Weltbild höher als das nationalistische. Sie gehen von der Annahme aus, es gebe ein und nur ein internationales Ideal, und dieses sei durch zunehmende Verbesserung der „Organisation der Welt“ erreichbar. Seine Verwirklichung setze die Überwindung des Nationalismus voraus, der sinngemäß als eine ursprünglich wohl allen Menschen unterschiedlos anhaftende, aber mit fortschreitender Zivilisation zu beseitigende Art geistiger Beschränktheit angesehen wird.

Die Beobachtung, daß eine einzige Nation, nämlich Frankreich, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren behauptet und damit allen andern Völkern die Hoffnung nimmt, jemals dieselbe Stufe weltbürgerlicher Vollkommenheit zu erklimmen, müßte eigentlich genügen, uns über die wahre Natur dieses „Internationalismus“ und vor allem über die Beweggründe aufzuklären, die hinter der als Axiom eingeführten These stehen, es gebe nur ein internationales Ideal. Es sind im tiefsten Grunde — bewußt oder unbewußt — nationale, um nicht zu sagen: nationalistische Beweggründe.

Der Ausschließlichkeitsanspruch dieser ersten „Internationale“, die sich deswegen nie so genannt hat, wird heute widerlegt durch das bloße Dasein der jüdisch-kommunistischen und der vatikanisch-faschistischen Internationale. Weit davon entfernt, die Völker geistig einander näherzubringen, hat die gesteigerte „Zivilisation“, namentlich die Verkehrstechnik, dazu beigetragen, die Gegensätze noch stärker hervortreten zu lassen.

Ein Weltbild, in dem mehrere Internationalismen nebeneinander Platz fänden, gibt es nicht. Denn jeder Internationalismus beansprucht Universalität. Die Einheit des rechtlichen Weltbildes ist indessen die wichtigste Voraussetzung des Weltfriedens. Wir dienen daher dem Frieden, wenn wir uns um die Ergründung der Ursachen bemühen, die für die heutige Vielfalt widerstreitender Weltbilder verant-

1) Studies in History and Jurisprudence II, S. 606.



wortlich sind. Die damit aufgeworfene Frage ist keine andere als die Frage nach den Ursachen des Universalitätsanspruchs, die ich mit dem Hinweis auf die logische Grenzenlosigkeit des romanischen Staatsgedankens beantworte, die ihrerseits auf die biologische Struktur der Mittelmeervölker als Mischvölker zurückzuführen ist.

Jedes Regime, das den Staat höher stellt als das Volk, wird, wenn seine Macht dazu reicht, eine „Internationale“ stiften, die sich mit der „Einheit des rechtlichen Weltbildes“ und dem „Frieden“ als Panier sogleich in den Kampf mit den andern „Internationalen“ um die Weltherrschaft stürzen wird.

Das Streben nach der Einheit des rechtlichen Weltbildes hat in Wahrheit dem Frieden nie gedient, weil es immer nur vom Willen zur Universalität für das eigene Weltbild getragen war. Eine friedliche Einheit des rechtlichen Weltbildes kann gar nicht gleichbedeutend mit der Einheitlichkeit der Regierungsformen auf der ganzen Welt sein. Die Gemeinsamkeit, auf die sich die befriedende Einheit des rechtlichen Weltbildes gründen muß, ist nicht durch die Gleichschaltung der Lebens- und Denkformen aller Völker zu erreichen, sondern durch die Verbreitung der Einsicht in die natürliche Vielfalt eben dieser Lebens- und Denkformen. Sie kann daher vom (grenzenlosen) Staatsgedanken her überhaupt nicht verwirklicht, ja nicht einmal ohne Friedensstörung angestrebt werden. Sinnvoll kann das Bekenntnis zur Einheit des rechtlichen Weltbildes vielmehr nur von Völkern gefordert werden, die natürliche (völkische) Grenzen und damit auch eine Rechtsordnung über den Völkern anerkennen.

Solche Einheit des Weltbildes verbindet längst — sie wäre ja auch künstlich nicht zu schaffen — alle rassisch noch homogenen Völker. Bewußt oder unbewußt haben sie längst auf die Unterwerfung oder Bekehrung anderer Völker verzichtet, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, will sagen aus der Selbstsicherheit heraus, die die Frucht des Wissens um die eigene Einmaligkeit und Begrenztheit ist.

Staatlich denkende Völker, also namentlich der romanische Kulturkreis, suchen die Bestätigung der Richtigkeit ihrer nationalen Seinsformen in deren Universalität. Volklich denkende Nationen werden nie nach Universalität streben, noch sie andern zugestehen, wohl wissend, daß sie der Verneinung des nationalen Selbstseins gleichkäme.

Die Erkenntnis der Einheit des rechtlichen Weltbildes als Friedensbedingung verpflichtet also zur Erforschung der natürlichen Vielfalt volkstümlicher Welt- und Rechtsanschauungen. Die „Geschichte des Internationalismus“ läßt sich nur als Geschichte des rechtlichen Weltbildes je eines einzelnen Volkes schreiben, so daß sich der Internationalismus als außenpolitische Propagandaform eines ganz bestimmten Staatsimperialismus zu erkennen geben muß.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung am Internationalismus par excellence, nämlich am westlichen Internationalismus, zu erweisen und damit zugleich die hier entwickelte Methode rechtlicher Weltbildforschung als Friedenswis-

senschaft zu erproben, unternahm ich vor nunmehr sechs Jahren die beschwerliche Wanderung durch die Geschichte des politischen Schrifttums Frankreichs, namentlich des bisher arg vernachlässigten französischen Mittelalters<sup>1)</sup>. Ausgehend von der Aufstellung der Gleichheitshypothese in den Briefen eines deutschen „Emigranten“ des 10. Jahrhunderts, verfolgte ich die seither nicht mehr abgerissene Tradition französischer „Völker“bundspläne bis in die neueste Zeit. Da diese sich — ausgesprochen oder unausgesprochen — gegen das Reich richten, nicht allein gegen das Erste, Zweite und jetzt gegen das Dritte Reich, sondern gegen die Reichsidee überhaupt, so mußte sich am Ende meiner Wanderung zugleich eine tiefere Einsicht in das eigentliche Wesen der deutschen Sendung in der Welt erschließen.

Seiner Sendung bleibt ein Volk nur dann treu, wenn es sich vor der Entartung im Universalismus hütet. Die deutsche Sendung in der Welt ist es vielleicht gerade, den andern Völkern arteigenes Selbstsein vorzuleben und damit dem Ideal einer den Völkern wirklich gerecht werdenden Friedensordnung, eines Völkerreiches, nachzuleben.

1) Hans K. E. L. Keller, Das Rechtliche Weltbild. Erster Band: Gegenreich Frankreich. Geschichte des westlichen Internationalismus. 186 S. Groß-8° mit Kunstdruckwiedergabe einer mittelalterlichen Miniatur. Batschari-Verlag, Berlin 1935.

## WALTHER JANTZEN:

### Ein Werk über den deutschen Raum

**Gustav Braun: „Deutschland“**, dargestellt auf Grund eigener Beobachtungen der Karten und der Literatur. 2., umgearbeitete Auflage. Gebrüder Borntraeger, Berlin 1936.

Gustav Braun legt sein bekanntes Deutschlandwerk in neuer Form und vielfach erweitert vor. Die letzten beiden Teile des Werkes wurden erst 1936 abgeschlossen, so daß mit der Gesamtausgabe das neueste umfassende Werk über den deutschen Raum vorliegt.

Im Vorwort zur ersten Lieferung der 2. Auflage schrieb der Verfasser, daß er auch diesmal nicht die Absicht gehabt habe, eine eigentliche „Landeskunde“ zu schreiben. Sein umfangreiches Werk ist infolgedessen als eine „Grundlegung einer Geographie Deutschlands“ aufzufassen, „die nur die eine Seite behandelt, nämlich den Raum nach seinen natürlichen Faktoren und seiner Besiedlung“.

Es ist das Verdienst des Verfassers, daß er als einer der ersten schon vor langen Jahren die Forderung erhob, als Prinzip geographischer

Gliederung die „menschlichen Schwerpunkte“ anzusehen und den Erdraum als Lebensraum der Völker und der sich daraus ergebenden Dynamik zu betrachten. Der Weg, den Braun dabei schon bei der Neubearbeitung der ersten Teile des Deutschlandwerkes, die von 1926 an erschienen, gegangen ist, führte methodisch von der sorgsam Darstellung des geographischen Befundes im engeren Sinne über die Behandlung der Siedlungsgeschichte zu der politisch-geographischen Erfassung des Gegenwartsbildes. Braun hat dabei vorwiegend auf den mittleren Teil dieses Dreiklanges Wert gelegt und die Beziehungen früher geschichtlicher Vorgänge zu den Landschaften mit besonderer Gründlichkeit bearbeitet. Der Leser dankt ihm heute die überreiche Fülle von siedlungsgeographischen Anregungen und im Zusammenhang damit die reiche Liste der Literaturhinweise. Mit besonderer Liebe ist Braun bei der Schilderung der deutschen Stadtbilder zu Werke gegangen. In den Städten spiegelt sich

ihm in gedrängter Form die Entwicklung der Landschaftsformung durch den deutschen Menschen.

Braun hat es nicht nötig gehabt, nach der vor kurzem erst Allgemeingut gewordenen Begriffsklärung über die verschiedene Bedeutung der Worte Deutschland und Deutsches Reich seine früheren Formulierungen zu korrigieren. Für ihn, der auch in den Zeiten völkischen Darniederliegens die großen Fragen des deutschen Volkstums erforscht und verteidigt hat, konnte eine geographische Darstellung Deutschlands nicht haltmachen an den Grenzen des Reiches, wie sie das Diktat von Versailles festsetzte. Für ihn bleibt das alte Posen und Westpreußen als deutscher Volks- und Kulturboden ebenso dem gesamtdeutschen Raum angegliedert wie der böhmische Block mit dem Egerbecken, dem nordböhmischen Becken und dem böhmischen Elbland oder Südtirol, Südsteiermark und das Tarviser Ländchen. Selbstverständlich finden wir den deutschen Staat Österreich, die nördlichen Niederlande, die deutsche Schweiz und alles Entsprechende genügend berücksichtigt, denn ihm ist Mitteleuropa gleichbedeutend mit germanisch-deutschem Kulturboden. Die Grenzen im Westen und Osten sind gekennzeichnet durch die Veränderung des Landschaftsbildes infolge romanischer oder slawischer Prägung der Siedlungsformen.

Die Zusammenfassung der geopolitischen Leitlinien, die wie rote Fäden durch das Ge-

samtwerk laufen, bringt das Schlußheft. Die Beziehung zwischen Bodengestalt und Bevölkerungs- und Kulturdynamik wurde zu anregenden Randbemerkungen geformt. Die Forderung nach geeigneten Reliefdarstellungen, die unseren heutigen Wünschen entsprechen, verbindet sich mit Erkenntnissen, die mit scharfer Sonde gewissen überkommenen Auffassungen zu Leibe gehen. Die Lehre vom Raumorganismus des deutschen Landes bedarf in vielem noch neuer Sicht und neuer Überprüfung.

Brauns Werk muß als Gesamtleistung gesehen werden. Es stellt den groß angelegten Versuch dar, ein besonderes Teilgebiet geographischer Betrachtungsmöglichkeit umfassend zu behandeln. Daß bei der ungeheueren Fülle des Stoffes da und dort gewisse Verbesserungen und Richtigstellungen nötig sind, beeinträchtigt die Leistung als solche kaum, da dem Vf. die Nachprüfung der herangezogenen Literatur nicht durchgehend mit gleicher Kritik möglich war. Das Erscheinen des ersten und des letzten Heftes des Gesamtbandes liegt fast 10 Jahre auseinander. In diesem Zeitraum haben sich in Deutschland Klärungen ermöglicht, die 1927 noch kaum angebahnt waren. Darum werden die ersten Hefte mehr noch als die letzten als „Beitrag zu einer großen Frage“ angenommen werden müssen. Der Wert geopolitischer Betrachtung ruht nicht im Fertigen, sondern im Bewegenden. In diesem Sinne hat Gustav Braun sich erneut ein Verdienst erworben.

## KARL HAUSHOFER:

### Zur Statik und Dynamik Amerikas

**1. Erich von Drygalski: „Amerikanische Landschaft“.** Entstehung und Entwicklung in Einzelbildern: Rudolf Schottenloher: Ozarkland; Max Eichmeier: Kanadische Prärie; Peter Berger: Florida; A. Wilhelm Küchler: Jamaica; Homer L. Seeger: Seattle. Berlin und Leipzig 1936; Walter de Gruyter. Quart, 100 Abbildg., Karten, VII u. 532 S. Gebd. RM. 26.

Gediegen und standfest, wie seine auf lange Sicht berechnete Lebensleistung, tritt E. v. Drygalskis jüngste Schöpfung vor uns. Seine Schöpfung: denn was hier fünf ausgesuchte Schüler seiner Wahl Tüchtiges bringen, das atmet seinen Geist und seine Schule. Ihm war es gemäß, seine Schüler „Freie Wege der vergleichenden Erdkunde“ beschreiten zu

lassen. So hielt es der Sechziger (München 1925, Oldenbourg) — mit weitester Schwingungsspanne zwischen Statik und Dynamik —, wofür ihm die „Geopolitik“ heute noch dankt. So hält es der Siebziger heute, wofür dieses Sammelwerk ein sprechender und schöner Beweis ist.

Zunächst segnet er die Ausfahrt Rudolf Schottenloher für „Das Ozarkland“, das dieser so prächtig auf S. 78 kennzeichnet „als einen Inselraum auch in wirtschaftlich-soziologischer Hinsicht: eine Insel des Erzbergbaus inmitten eines Ringes tektonisch tiefer gelegener Kohlen-, Erdöl- und Erdgasgebiete; eine Insel des Waldes, der Weide und beschränkter landwirtschaftlicher Erträge; eine Insel, an



deren Berghängen Tradition, Vergangenheit und ein schollenfestes Bauerntum haften, während die weiten Ebenen draußen dem Fortschritt und der Zukunft leben und zu Industrie-Landwirtschaft und Auto-Nomadismus erziehen“.

Da steht ein Landschaftscharakter vor uns, von Künstlerklaue gezeichnet; mitleichter Mühe weitergebildet zu dem umfassenden Beitrag: „Neues Raumdenken und Ringen um soziale Neugestaltung in den Vereinigten Staaten von Amerika.“ (Welt in Gärung, 1937, Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

So springt man schnell vom Teil zum Ganzen! Vom Gesellenstück zum eigenen Jungmeisterwerk.

Max Eichmeier: „Die Kanadische Prärie als Wirtschaftsraum“ folgt ihm mit minder klar begrenztem, agrarpolitisch schwierigem Arbeitsgebiet. An Stelle des scharf herausgebildeten Gegenspiels einer morphologisch rein erfassbaren Naturlandschaft und des von ihr beeinflussten Menschen tritt das Ringen zwischen Mensch und Klima zu agrarpolitischer Höchstleistung als Leitgedanke. Die ganze Verantwortung auch des wirtschaftenden Menschen für die Veränderung lauert im Hintergrunde! „Der europäische Landwirt muß in der Prärie vollständig umlernen“ (S. 173). Das wissen wir schon von Professor Oberländers praktischer Arbeit dort; Eichmeier bestätigt es neu, und stellt sein Gebiet zuletzt immer wieder in den großen Gesamtrahmen der kanadischen Kraft- und Verkehrslinien: als einen Mikrokosmos und Makrokosmos eines der wichtigsten „Ackerfelder“ der Weltwirtschaft, abhängiger von ihr, als man glauben sollte, trotz oder wegen beider Eigenschaft als „ihre erste und beste Kornkammer“.

Peter Berger: „Florida“ zeichnet einen mit Unrecht in Europa zuwenig bekannten, blühenden Teil der USA., als Halbinsel „des Alten Südens“, wie in ihrem neuen Luxusgesicht, mit Fremdenverkehr, Gartenfrüchten und Wintergemüse, Zuckerrohr, Citrus-Plantagenbetrieb, auf „Prosperity“ eingestellt. Ein solches Naturgeschenk lebt ohne genaue topographische Karte (S. 236)! — als „mittelgut bekanntes Stück unserer Erde“. Dabei siedeln auf den 112 000 strategisch (Key West!) hochwertigen Quadratkilometern, mit 30% Negern im ganzen 1 183 805 Einwohner — zu 56% verstädtert, in drei Großstädten mehr als ein

Drittel der Gesamtbevölkerung enthaltend, bei ganzen 4 Menschen auf dem Quadratkilometer ländlicher Volksdichte. Das allein müßte den USA. aus Scham über sich selbst jedes Mitreden über den Bevölkerungsdrang der „Have-Nots“ unter den Großvölkern verbieten!

A. Wilhelm Küchler: „Jamaica“ „Eine Passatinsel“ — schildert Aufblühen, Stillstand und Zurückgleiten eines politisch und wirtschaftlich oft und heftig umstrittenen, wissenschaftlich vernachlässigten Ausbeutungsgebiets unter dem Leitgesichtspunkt seiner Lage. Passat und Wirbelstürme, Segen und Störenfriede hängen zuletzt von ihr ab. Zutreffend werden aber auch die Störungen des Gleichgewichts der Natur durch menschliche Eingriffe gezeigelt (S. 408), die freilich in dem an sich kleinen abgeschlossenen Inselraum zuweilen ausgleichbar sind. Eine Volksdichte von 91 je Quadratkilometer ist ein schwerer Vorwurf für das nahe Florida.

Homer L. Seeger: „Die pazifische Küstenstadt Seattle“ — fügt eines der bemerkenswertesten städtegeographischen Probleme hinzu — um so bedeutsamer für uns, als sein Gründer ein Deutscher war, wenn auch vor ihm Vancouver am 19. Mai 1792 die Wichtigkeit des Puget-Sunds erkannte. Eine unvergleichliche Lagengunst mit drei Naturhäfen ward Seattle zu Teil, dessen Gegenküste, freilich auf große Fahrt, 60% der Menschheit beherbergt; große landschaftliche Schönheit der Umgebung, Reichtum der Zufuhrstrecken und des Hinterlandes ward zu einer weiteren Stärke.

Unter solchen Bedingungen war es für einen Sohn solcher Heimat ein dankbares Arbeitsziel, so günstige natürliche Grundlagen einer Großstadtentwicklung zu schildern, der mit einem Privatsee von 43 Kilometer Länge eine Wasserfront von etwas über 220 Kilometern zur Verfügung gestellt sind, mit leistungsfähigsten Zubringern, vom Mt. Rainier überragt, der sich über die zackigen Kaskadenketten hebt. Der Blick von der Universität auf den Mt. Rainier ist einzig schön. Mit dieser Idealplanung eines Welthafens kehrt Drygalski mit seinem Sammelwerk in den indopazifischen Bereich zurück: damit einem andern, älteren Schüler die Berechtigung gebend, den edlen Abgang seines Meisters beim Scheiden vom Geographischen Institut in München zu preisen.

2. **Colin Ross: „Unser Amerika“**, Leipzig 1936; F. A. Brockhaus. 317 S., 6 Karten. Gebd. RM. 4, knüpft mit seiner Mitteilung über den deutschen Ursprung von Seattle und so vieles andere, was aus deutschem Blut und Schweiß in den Volkskörper der Vereinigten Staaten floß, wie gerufen, mit seiner springenden Dynamik an die ruhigen großen Linien des Sammelwerkes von E. v. Drygalski an. Dieser betrachtet, freilich in Erinnerung an eine wissenschaftliche Jagd durch die USA., vom festen Stande. Jener sucht seine Schau aus lebensvoller Fahrt. „Unser Amerika“ setzt er leidvoll als Kopfzeile über ein paar Jahrhunderte versäumter, größer Gelegenheiten: mitleidlos abschreibend, was nur mehr Illusion ist; herb den Tatsachen ins Gesicht schauend; bestrebt, aus einem Trümmerfeld zu retten, was vielleicht noch gerettet werden kann: kulturpolitischen Kontakt und weltpolitischen Verstehen.

So karge Erntemöglichkeit spricht der weltkundige und fernfühlige Beobachter Colin Ross der Aussaat von mehr als 25 Millionen deutschen Blutes in USA. zu, deren Verteilung er mit guten Karten (Deutscher Gürtel, S. 27) belegt. „Der Kampf um das Gesicht Amerikas ist bisher in der Hauptsache mit Ideen geführt worden. Und weil es den Deutschen in der Neuen Welt an einer Idee von nur annähernd

gleicher Stärke, wie die puritanisch-angelsächsisch-demokratische, fehlte, ja, weil es ihnen überhaupt an einer einheitlichen zündenden Idee gebrach, deshalb kam das deutsche Blut im Volkskörper der Vereinigten Staaten trotz seiner Masse nicht zur Wirkung.“ Das ist hart! Aber die Wirkung erreichte während des Weltkriegs nicht einmal die irische, aus der die Wiedergeburt des Freistaats emporprang.

Neben großen Zügen bringt Colin Ross eine Fülle von sonst schwer zu gewinnendem Stoff: wer weiß denn, was allein von Deutschen am Pazifik an Gründungsleistung vollbracht worden ist, in Astoria nicht nur, sondern im großen Seattle, in Washington, Oregon, Nebraska, Kalifornien, wo der ganze Weinbau auf Deutsche zurückgeht, wo Sutters Tragik unter dem Zeichen Weizen wider Gold sich erfüllte (S. 199). „Deutsche retten Amerikas Einheit“ darf ein ganzes Stück überschrieben werden! Wer dankte es ihnen 1914—1919, wer dankt es ihnen heute? Illusionsposten abschreiben — eintreibbare mit Kühle und Takt behaupten, aber auch nicht die leiseste Verfälschung unsres Notweges der rettenden Tat von drüben her annehmen: das etwa sind die Wesenszüge, die wir geopolitisch einer Fundgrube von Erkenntnis amerikanischen Wesens entnehmen — ob es uns gefalle oder nicht!

## KARL HAUSHOFER:

### Schrifttums-Proben geopolitischer Dynamik

1. **Squadron Leader The Marquess of Douglas and Clydesdale** and Flight Lieutenant **D. F. McIntyre: The Pilots Book of Everest**. Edinburgh, London, Glasgow 1936. William Hodge and Company. 207 S., 53 Aufnahmen und Karten seitenster Art.

2. **A. E. Johann: Känguruhs, Kopra und Korallen**, 296 S., 5 Kt., 36 Aufn.; **Kulis, Kapitane und Kopfpjäger**, 270 S., 1 Karte, 40 Aufn.; **Pelzjäger, Prärien und Präsidenten; Generäle, Geishas und Gedichte**, vielen Karten, 46 Aufn., 265 S.; sämtl. Berlin 1936/37. Verlag Ullstein.

3. **Emilio Betti: Der Völkerbund im Zeichen der britischen Gleichgewichtspolitik**, 95 S.; **Zur Frage einer Reform der Völkerbundssatzung**, 67 S. Milano-Varese 1937. Industrie Grafiche Amedeo Nicola. XV.

4. **Giuseppe Tucci: Santi e Briganti nel Tibet ignoto**. Milano 1937. Ulrico Hoepli. 190 S. 268 schöne Bilder und Tafeln. [Diario della spedizione nel Tibet occidentale 1935].

Grundverschiedene Leistungen — alle nur unter dem einen großen Blickziel auf den einen Nenner geopolitischer Dynamik zu bringen, daß sie zeigen, wie sehr atlantische und pazifische Welt tiefbewegt einer großen Erneuerung entgegenstreben und gewaltige Bewegung jenseits von Gleichgewichtszuständen geradezu aufsuchen. Viele Proben könnten wir diesen gesellen; diese aber scheinen uns besonders kennzeichnend.

Der junge Marquis Douglas und Clydesdale, Träger eines der stolzesten Namen der schottischen und der britischen Reichsgeschichte, sucht, darin ein echter Ver-

treter der jungen britischen Geschlechter, den Durchstoß in freie, neue Weiten in einer Persönlichkeitsleistung auf dem Boden der Fliegerkameradschaft, wie die deutschen Himalayagruppen auf dem der Bergkameradschaft, und findet ihn durch zweimaliges Überfliegen des höchsten Berges der Erde. „Im Anfang war die Tat.“ — Aber diese Tat war bis ins Kleinste durchdacht und vorbereitet, auch großzügig unterstützt. Mit Recht zeigt den, der sie gewirkt hat, ein phantastisch schöner Umschlagbogen im Anflug seiner Houston-Westland-Maschine über dem Mt. Everest und seiner wehenden Sturmflagge. Im Bande selbst aber steckt als Probe gediegenster Leistung ein Bildstoff, der Vermessungsämtern und geographischen Gesellschaften noch auf Jahre Arbeit gibt. „Wenn die Könige baun — haben die Kärner zu tun.“ Die geopolitische Auswirkung, der moralische Eindruck auf das weite indische Hinterland war stark und tief, kaum zu überschätzen. Die Everest-Flieger haben es um Britenreich und indische Fürsten verdient, daß sie in Bildern und Fürstenprozessionen dem Land gezeigt werden. Sie haben für das Ansehen des weißen Herrentums vielleicht in zweimal vier Vormittagsstunden mehr getan, als viele Amtstubenwächter in Lebenszeit. Diese Art Squadron Leader hat den Nachweis, Führer von Männern auch auf vielen andern Gebieten sein zu können, erbracht. Das Herausstellen solcher Männer ist nebenher — ohne die geringste Werbeabsicht bei ihnen selbst — lebende Propaganda für ihr Land.

Nicht in so stolzem Flug, wie der Erbe des ersten Peers von Schottland, hat sich A. E. Johann sein dynamisches Bild des ganzen pazifischen Bereichs erfliegen können. Es ist auf allen erdenklichen landesüblichen Beförderungsmitteln, nicht zuletzt auf Schusters Rappen und im Cowboysattel, erwandert und erduldet. Aber A. E. Johann hat eben die kostbare Fähigkeit, von oben wie von unten zu sehen, und mit besonderem Reiz dasselbe Ding bald aus der Vogelperspektive, bald aus der Froschperspektive zu zeigen, wo es sich denn grundverschieden ausnimmt: Japanische Generale und Kunsthandwerker, Geishas, europäische Ostasiaten, die nicht bemerkt haben, daß sich Ostasien seit 1900 verändert hat, australische Lokalpatrioten mit räumlich weitem, aber weltpolitisch engem

Sehkreis, und alle die vielen wirklichen und erdachten Typen, die Johanns scharf und doch farbig gesehene Bücher durchwimmeln. Nur: wer diese Bücher unter der heiteren Maske nicht so grimmig ernst nimmt, wie sie mit ihren zahlreichen treffsicheren Urteilen gemeint sind, bei aller Flüssigkeit der munteren Darstellung, der beraubt sich einer kostbaren geopolitischen Erkenntnisquelle und sein Weltbild eines leuchtenden Farbenmantels, der — durchscheinender als der Mantel christlichen Vergessens — um die harten Kanten geworfen wird — aber alle sichtbar läßt, für den der sehen will.

Was unter tausend Falten des bunten „Schleiers der Maja“ im pazifischen Bereich A. E. Johann immer wieder als die Grunderkenntnis ewigen Wandels und der Unmöglichkeit eines starren status quo vorblitzen läßt, das zeichnet scharf und klar der Italiener Emilio Betti in seinen zwei Studien.

„Was nun? Dem ewigen Gesetz jedes Lebendigen entzieht sich auch der Genfer Völkerbund nicht: entweder sterben oder sich verwandeln. So entsteht die Frage einer Reform seiner Verfassung, die aus den Erfahrungen der jüngsten politischen Vergangenheit Nutzen und Belehrung schöpft.“ In diesen Worten von Betti drückt sich wohl das Ziel seiner quellenmäßig glänzend belegten, echt dynamischen Schlüsse aus. Daß er dabei entscheidenden Wert auf das Scheitern der sogenannten Sanktionspolitik legt, ist aus seinen italienischen Erfahrungen begreiflich. Aber er strebt weit über diesen Erfahrungskreis in eine staatsbiologische Betrachtungsweise von hoher Warte hinaus.

Aus diesem Grunde gibt kaum eine andere Neuerscheinung ein so gutes Bild der Völkerbundslage in Wunschtraum und Wirklichkeit, wie die beiden gedankenreichen, von lebendiger geopolitischer Anschauung durchdrungenen Aufsätze von Emilio Betti.

Giuseppe Tucci gibt in seinem fesselnden Reisetagebuch: Santi e Briganti nebenher auch ein ausgezeichnetes geopolitisches Einzelbild des Kernstücks der indischen Nordgrenze. Ausgezeichnet gesehen, erinnert es an jene feine religions-geopolitische Studie von Walter Wüst über den Wandel von Weltreligionen in ihrer Brechung durch grundverschiedene Orts- und Raumeinflüsse, für die Tucci vorzügliche Bildbelege liefert, neben



gut ausgewählten Rassentypen und kunstwissenschaftlichen Delikatessen. Mit dem prachtvollen Bergporträt des Kailasa kehrt Tucci auf andern, mühevolleren Wegen zu der dämonischen Anziehungskraft des Himalaya zu-

rück, die Clydesdale zu seinem Flug verlockte, und nun unter Wiens Führung auch wieder eine deutsche Bergmannschaft zum Nanga Parbat zieht: hoffentlich einem Bergsieg entgegen!

## HANS HUMMEL: Büchertafel

### Deutschland

**Hans Schrepfer: Landeskunde von Deutschland.** Bd. I: Der Nordwesten. Teubner, Leipzig-Berlin 1935. 279 S., 44 K., 56 Abb. RM. 10,60, geb. RM. 12.

Nunmehr ist auch der erste Band der Krebschen Reihe deutscher Landeskunde erschienen, der unter dem Namen Nordwesten eine mehr politisch als geographisch geordnete Reihe von Landschaften behandelt: Rheinlande, Westfalen, Hannover und die Nordseeküsten, aber eben auch außerhalb des westlichen Teiles des niederdeutschen Flachlandes den westlichen Teil der mitteldeutschen Gebirgsschwelle: Hessen, Thüringen und Harzgebiet. So ist es wohl das erstemal, daß Thüringen unter dem Sammelbegriff Nordwesten dargestellt wird. Damit kommt Sch. einer politischen Verbindung entgegen, die zwischen den schon sehr lange zum Reich gehörigen Landschaften besteht. Gewissermaßen die nördliche Hälfte des alten Reichs wird mit „Nordwesten“ umschrieben. Leider kommt der „Besondere Teil“, der die einzelnen Teillandschaften behandelt, etwas kurz weg, so daß hier nur die übliche Darstellungsform der Handbücher erreicht wird. Als Teillandschaft des Bezirks wird auch das Großherzogtum Luxemburg geschildert. Im vorhergehenden allgemeinen Teil wird in einem kurzen physisch-geographischen Teil die nach bewährtem Schema zusammengestellte Einführung gegeben, die als Grundlage für den folgenden anthropogeographischen Teil dient: Siedlung und Besiedlung, Stammeseigentümlichkeiten, Bevölkerungsbewegung, Wirtschaft und Verkehr. Die außerordentlich sauber gezeichneten Karten ebenso wie die Statistiken leiden unter der sehr langen Vorbereitungszeit des Buches, denn es werden fast nur Zahlen von 1925 bis 1929 zugrunde gelegt. Im ganzen ein sehr brauchbares Einführungshandbuch.

**Siegfried Passarge: Die deutsche Landschaft.** Reimer, Berlin 1936. 116 S. RM. 2,50.

Mit sehr knappen, leicht verständlichen Formulierungen führt P. mit diesem Büchlein in die Landeskunde Deutschlands ein, indem er sich im Gegensatz zu der Krebschen Reihe

der hergebrachten Einteilung: Hochgebirge und Alpenland, Mittelgebirge, Norddeutschland, Küsten bedient. In zwei kurzen Abschnitten beschreibt P. dann die Siedlungen und die Siedlungspolitik und zum Schluß die geopsychologischen Ergebnisse der Verbindung des deutschen Menschen mit seinem Raum. Alles ohne gewaltigen Zahlen- und Tatsachenballast, sondern aus der Freude an der großen erzieherischen Aufgabe einer national ausgerichteten Landeskunde geschrieben.

**Wilhelm von Kries: Nie bezwungenes Volk.** Mittler, Berlin 1935. 103 S. RM. 2.

Der bekannte deutsche Auslandsberichterstatter sieht in diesem deutlich geschriebenen, feuilletonhaften Büchlein Deutschland von außen, „die Schattenseiten unserer besten Eigenschaften“. Alle sog. deutschen Charaktereigenschaften werden unter die Lupe genommen, und zwar unter eine sehr scharfe Lupe. Ein flottes, aber besinnliches Buch.

**Rupert von Schumacher: Volk vor den Grenzen.** Union, Stuttgart 1935. 277 S., 13 Abb., 6 K.

„Schicksal und Sinn des Außendeutschtums in der gesamtdeutschen Verflechtung“ ist der Untertitel, und damit umreißt der den Lesern der ZfG. genau bekannte Verfasser die völlig neuartige Aufgabenstellung seines ein altes Thema behandelnden Buches. Nicht mehr werden hier, wie bei den bisherigen Veröffentlichungen über auslanddeutsche Fragen, die immer alle wie Lehrbücher aussehen, die Tatsachen auslanddeutschen Lebens als nackte Tatsache verzeichnet, sondern sie werden mitten in das deutsche Leben gestellt. Sie werden zu Vorgängen, und so ergibt sich die sehr enge Verbindung aller geschichtlicher, soziologischer, kultureller und wirtschaftlicher Dynamik des Außendeutschtums und des Binnendeutschtums. Mit der Prägung dieser Worte hat Sch. sein ganzes wunderbares Buch gekennzeichnet. Nicht mehr reichsdeutsch und auslanddeutsch, sondern binnen- und außendeutsch. Bei den ersten liegt der Ton auf Reich und Ausland, die Worte trennen sich und erfordern gesonderte Darstellungen, bei Sch. aber liegt der Ton auf deutsch. So hat

Sch. erstmalig ein Buch geschaffen, das zwar das Außendeutschtum behandelt, aber nur auf Grund seiner Wechselwirkung zum gesamtdeutschen Kerngebiet. Alle Kraft geht von Deutschland aus, und alle Kraft der Außendeutschen strahlt wieder nach dem Reich zurück. Das ganze Buch ist eine vernichtende Anklage gegen den größten Teil der früheren auslanddeutschen Literatur. Hier hat einer das grundlegende Werk geschaffen, obgleich er selbst Außendeutscher ist? Nein, weil er es ist! Ein Buch, aus dem Geiste des neuen Deutschland geboren.

**Friedrich Lange: Deutsches Volk in 15 Staaten.** Reclam, Leipzig 1935. 78 S., 5 K. RM. 0,35, geb. RM. 0,75.

Eine Übersicht über das „Grenz- und Auslandsdeutschtum“ im Format der kleinen Reclamhefte.

**Hermann Ullmann: Die Volksgruppen und das deutsche Geschichtsbewußtsein.** Grenze und Ausland, Berlin 1935. 16 S. RM. 0,30.

U. erkennt in diesem „Tat“aufsatz auch die Überalterung des Wortes Auslandsdeutschtum. Er fordert vor allem die politische Grundhaltung für alle auswärtige Arbeit.

**Friedrich Grimm: Wir sind im Recht.** Junker & Dünhaupt, Berlin 1935. 31 S. RM. 0,80.

Aus den „Schriften der Deutschen Hochschule für Politik“. Eine knappe Darstellung der Rechtsgrundlagen der deutschen Wehrhoheitserklärung.

**Kurt Trampler: Der Unfriede von Versailles.** Lehmann, München 1934. 46 S., 17 Abb. u. K. RM. 0,40.

Kurze Zusammenstellung über die einzelnen Unterdrückungs- und Raubparagrafen des Versailler Diktats.

**Wilhelm Volz: Das Problem der Gliederung des deutschen Raumes.** Abdruck aus den Berichten der mathematisch-physikalischen Klasse der sächs. Akad. d. Wiss. 87. Bd. Hirzel, Leipzig 1935. 26 S., 2 K.

Nur aus der Synthese von deutschem Raum und deutschem Volk kann eine Disposition der Gliederung gewonnen werden. V. gibt im besonderen vom Geographischen her interessante Anhaltspunkte.

**Martin Spahn: Für den Reichsgedanken.** Dümmler, Berlin-Bonn 1936. 464 S. RM. 8,60, geb. RM. 9,80.

In diesem Bande sind historisch-politische Aufsätze Spahns aus den Jahren 1915–1934 gesammelt. Aus ihnen spricht das Wesen und der Lebensinhalt eines Mannes, dessen Begeisterung für Deutschland, Reich und Volk seit je im besonderen die akademische Jugend in ihren Bann geschlagen hat. Die wesentlichen Aufsätze heißen: Reich oder Staat? — Vom

Volke zur Nation — Volk im Raum — Der Kampf um den Boden in Ostmitteleuropa — Staat und Volk in der rheinischen Geschichte (der weitaus längste und gründlichste Aufsatz) — Der Schicksalsweg des deutschen Volkes. Auch rein tagespolitische Arbeiten wie: Die sterbende Mitte (Parlamentsmitte) — Die Parteien seit 1918 — wurden mit Recht aufgenommen.

**Albert Herrmann: Unsere Ahnen und Atlantis.** Klinkhardt & Biermann, Berlin 1934. 168 S., 91 Abb. u. K.

Der bekannte Frühgeschichtsforscher legt mit diesem Buche einen kurzen Bericht über seine Atlantis-Expedition nach Südostasien ab, wo er Reste einer großen, offenbar von nordischen Menschen bewohnten Stadt fand. Vorher setzt er sich sehr ausführlich mit der Ura-Linda-Chronik auseinander, die er nicht ganz verwirft, sondern aus der er die Fälschungen auszumerzen sucht. Ein außerordentlich spannendes Buch ist durch diese Auseinandersetzung in Verbindung mit einer Analyse der Atlantis Platos und seinen eigenen Grabungen entstanden. H. ist natürlich auch in den Ura-Linda-Streit hereingezogen worden. Seine Antwort auf eine Besprechung Richard Uhdens gibt seinem Buche erst die rechte Würze (ebenfalls im Verlage des Buches).

**Frederik Adama van Scheltema: Die Kunst unserer Vorzeit.** Bibliogr. Inst., Leipzig 1936. 191 S., 204 Abb. RM. 4,80.

Sch. führt mit seinen klaren und auf langen Erfahrungen aufbauenden Buch in die Kunst unserer Ahnen ein, um nun auch von dieser Seite her die Stützen für die geistesgeschichtliche Forschung zu geben. Die Kunst der Urzeit, der Vorzeit und des frühen Mittelalters wird lebendig, und es gelingt Sch. ohne Schwierigkeit, die Entwicklung zu zeigen, die von der Urzeit bis zur Gegenwart geradlinig verläuft und nicht, wie so viele gerne glauben möchten, im Mittelalter abbrach, um auf den Kunstformen anderer Völker die neuere deutsche Kunst aufzubauen. Ein ganz wesentliches Buch für die Gesamterkenntnis deutschen Lebens.

**Alfred Thoss: Heinrich I. Blut und Boden** Vlg., Goslar 1936. 227 S., 12 Abb. u. K. RM. 4,50.

Auf sorgfältiger Quellenforschung aufbauend, wird hier ein umfassendes Lebens- und Schaffensbild Heinrichs des Voglers gegeben, das rechtzeitig zur 1000-Jahrfeier des Todestages Heinrichs herauskam. Im besonderen wird die politische Wirksamkeit Heinrichs als des klugen und führungsbegabten Erben des karolingischen Reiches herausgestellt, seine Ostpolitik gekennzeichnet, von seinen innenpolitischen Maßnahmen gesprochen. Ihm verdanken wir die Gründung des ersten Reiches.

**Ernst Hemmer: Die deutschen Kriegserklärungen von 1914.** In: Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkr. Kohlhammer, Stuttgart 1935. 133 S. RM. 5,40.

Im ersten Teil gibt H. eine Geschichte der Zeit zwischen den russischen Mobilmachungsordern und den deutschen Kriegserklärungen, aus der die gewaltige Differenz zwischen politischer und militärischer Führung in Deutschland spricht, die H. dann im dritten Teil eingehend analysiert. Im zweiten Teil erörtert H. völkerrechtliche Fragen der Kriegserklärung. Das Buch ist ein sehr interessanter Beitrag nicht nur zur Vorgeschichte des Weltkrieges, sondern insbesondere auch zur völkerrechtlichen Problemstellung und dem daraus bei jeder Kriegserklärung entstehenden politisch-militärischen Konflikt.

**Heinrich Mentzel: Die Kämpfe in Kamerun 1914—1916.** In: Schr. d. kriegsgesch. Abt. im hist. Seminar Berlin, 12. Junker & Dünhaupt, Berlin 1936. 102 S., 1 K. RM. 4,20.

Nach einer Darstellung der Stärkeverhältnisse in Westafrika gibt M. über die Vorbereitungen und Durchführung des Kamerunkrieges Auskunft, der an der Ausrüstungs- und Versorgungsfrage scheitert. Operationsplan und Operationen werden im einzelnen geschildert.

**Johannes Hohlfeld: Deutsche Reichsgeschichte in Dokumenten 1849—1934.** 4 Bde. 892, 796 S. Hohlfeld, Leipzig 1934.

In vier stattlichen Bänden ist hier eine sehr gute Auswahl deutscher politischer Dokumente gesammelt worden. Alles, was der politisch Interessierte benötigt, kann er in diesem großzügigen Werke schnell nachschlagen. Die Bände sind chronologisch geordnet. Im einzelnen: I. Band: 1849—1906: darin besonders wertvoll neben allen Verträgen eine große Zahl Bismarckscher Reden, die Vorgeschichte des Krieges von 1866 und 1870, die Reichsgründungsverhandlungen, die „Krieg-in-Sicht-Krise“ 1875, der Sozialistenkampf, die Kolonialgründungen, Burenkrieg, China, englische Bündnisverhandlungen, 1. Marokkokrise; im II. Band: bis 1926 (Deutschlands Eintritt in den Völkerbund), 2. und 3. Marokkokrise, Dreibundverhandlungen, Balkankrise, Weltkriegsvorbereitungen, wichtige Dokumente aus der Kriegszeit, die gesamten Friedensverhandlungen, der Parteikrieg bis 1926, der 8. Nov. 1923; III. Band: bis 1931 viele Dokumente aus der schlimmsten Systemzeit, zwischen die chronologisch die ersten wichtigen Reden, Auftritte und Erklärungen der wachsenden NSDAP. eingestreut sind, die dann den IV. Band beherrschen. In diesem finden sich vor allem alle wichtigen Ereignisse der Zeit bis 1933 und des Jahres 1933 bis zum 30. Januar 1934 aufgezeichnet. Das Werk stellt im ganzen ein erstklassiges Nachschlagebuch dar, verdient aber auch, hintereinander angesehen zu werden, da manche langatmigen Geschichtsbücher nicht die Wucht dieser Sammlung aufweisen.

## Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich,  
Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart.

**Kumsteller: Germanische Völkerwanderung 200—600 n. Chr.** 1: 3 000 000. 190 × 120 cm. 2. Auflage, mit Textheft. Gg. Westermann, Braunschweig 1935. Schulfertig, Leinenauflage RM. 30, mit Wachstuch RM. 33.

Die Siedlungsgebiete der nord-, west- und ostgermanischen Stämme für das erste Jahrhundert n. Chr. werden durch Flächenkolorit, die verschiedenen Wanderungsbewegungen der Stämme durch Pfeile usw. klar und übersichtlich veranschaulicht. Drei Nebenkarten zeigen die politische Welt um 500, die Verbreitung der Westgermanen am Ende der Völkerwanderung und schließlich die Ausdehnung der Wikinger in der Zeit von 750—1100. Für den geopolitischen Unterricht, namentlich an höheren Schulen.

**Verstümmeltes Deutschland.** Originalzeichnung von Erich Haferkorn. Der praktische Schulmann, Stuttgart 1933. (Schulmannbild Nr. 162.) Erläuterungen. Ausgabe B (auf Karton) RM. 4, auf Lw. ohne Stäbe RM. 5, auf Lw. mit Stäben RM. 6.

Bringt in zweifarbigter Ausführung anschaulich die deutschen Gebietsverluste sowie die wehrpolitischen Folgen des Versailler Vertrages zur Darstellung. Verschiedene Nebenkarten und Statistiken zeigen den Verlust der Kolonien und die wirtschaftlichen Auswirkungen des Vertrages. Erwünscht wäre bei einer Neuauflage, den Maßstab der Karte noch zu vergrößern. Hauptsächlich für Unterrichts- und Schulungszwecke weiterer Kreise.



**Kumsteller, Dr.: Das deutsche Volkstum vom 15. bis zum 19. Jahrhundert.** 1:1 500 000, 172×103 cm. Nebst 2 Nebenkarten, 1. Auflage. Mit Einführungstext. Gg. Westermann, Braunschweig 1936. Schulfertig auf Lw. RM. 32, mit Wachstuch RM. 35.

Durch Flächenkolorit ist zunächst das geschlossene deutsche Sprachgebiet in den Mittelpunkt der Karte gerückt. Sodann sind durch Pfeile die Richtungen der deutschen Auswanderung, durch farbiges Kolorit die auslandsdeutschen Inselgebiete in Ost- und Südosteuropa und endlich durch blaue Pfeile die politischen und sonstigen Gegenströmungen zur Darstellung gebracht. Das Bild bemüht sich grundsätzlich, die Einzelheiten gegenüber den Grundlinien der Entwicklung

zurücktreten zu lassen. Daher ist die Verbreitung des Auslandsdeutschtums und vieles andere weitgehend generalisiert. Hauptsächlich geopolitisches Anschauungsmaterial für höhere Schulen.

**Putzger, F. W.: Historischer Schulatlas mit bes. Berücks. Österreichs.** Auf Grund von Vorarbeiten von Karl Diwald neu bearbeitet durch Alois Hinner. 93 Haupt- u. Nebenkarten. VI S., 48 Kt.-S., 1 Tafel. 4<sup>o</sup>. Hölder-Pichler-Tempsky, Wien 1935. RM. 4,25, ö. S. 6,80.

Spezialbearbeitung des bekannten kleinen „Putzger“ für Österreich, in neuer (5.) Auflage. Österreichs Entwicklung ist in dem Abschnitt „Neue Zeit“ besonders berücksichtigt; sonst ist der Inhalt der gleiche wie in der allgemeinen Ausgabe.

*Der Gesamtauflage dieses Heftes sind 4 Werbeblätter beigelegt, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:*

*Goethe-Buchhandlung, Weimar, „Das kluge Alphabeth“; Hallesche Krankenkasse, Berlin; Keesings Archiv der Gegenwart, Berlin-Wilmersdorf, für das Archiv der Gegenwart; Neoderma-Vertrieb, Wirsberg, für sein Pinox-Badesalz.*

*Einer Teilaufgabe liegt der Prospekt der Buchvertriebs-Gesellschaft, Berlin, bei.*

# Mit COLIN ROSS

nach Amerika

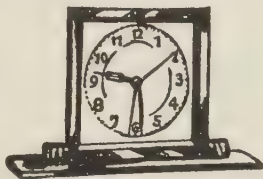
EINE STUDIEN- U. ENTDECKUNGSFAHRT IN DIE NEUE WELT  
VOM 27. APRIL BIS 22. MAI 1937 mit DD. »BREMEN« . »EUROPA«

RM 1042.-



Auskunft und Prospekte durch unsere Vertretungen und  
**NORDDEUTSCHER LLOYD BREMEN**

## EIN WUNDER DER GENAUIGKEIT



die elektrische **Synchron** Schreib-  
tischuhr (läuft ohne Aufzug lebens-  
lang) in elegantem Gehäuse, mit und  
ohne Wecker — ein wahres Schmuck-  
stück und würdiges **Geschenk** für  
anspruchsvolle Herren. Sofort Pro-  
spekt fordern von

**ELEKTRO-SPECK**

Schwenningen a. N.  
Gerokstraße 1

Haben Sie schon etwas von

*Pero*  
gehört?

Das ist die Maßwäsche für  
den verwöhnten Herrn. Unter  
zweihundert verschiedenen  
Stoffmustern bester Quali-  
täten können Sie Ihre Aus-  
wahl treffen.

Verlangen Sie noch heute unver-  
bindlich für Sie die Muster und die so  
leicht auszufüllende Maßanleitung.

**Mech. Wäschefabrikation  
P. Rödel**

Hervorgeg. aus **Drei Zack**  
Oberkotzau/Bayern • Ostmark 79



**Ein wertvolles Geschenk-Werk**

J. D. CHAMIER

## **Ein Fabeltier unserer Zeit**

**Glanz und Tragödie Kaiser Wilhelm II.**

403 Seiten. Broschiert RM 5.75, Leinen RM 7.50



*Deutsche Allgemeine Zeitung:* „Es ist erstaunlich, wie der Engländer auch den deutschen Leser zu fesseln vermag, der sich sehr bald von dem gesunden und unbefangenen Urteil Chamiers überzeugen kann.“

*Berliner Monatshefte:* „Ein Buch von Geist, Kenntnissen und literarischem Talent . . . wir wollen . . . uns freuen, daß er sich ein gesundes, unbefangenes Urteil gewahrt hat und die offizielle Ententeauffassung in ihrer ganzen moralischen und logischen Blöße zeigt. Weit entfernt von billiger Kritik und kritikloser Bewunderung hat er volles Verständnis für die Lage Deutschlands vor dem Kriege und insbesondere für die Tragik, die von Anfang an über dem Leben des Kaisers liegt.“

*Informationsbriefe:* „Von der Geburtsstunde bis nach Doorn werden die historischen Tatsachen als Extrakt aus der Riesenfülle der Dokumente und Bücher in einer spannungsgeladenen Schilderung wiedergegeben, die dem Engländer hohe Ehre macht. Rechtlichkeit des Urteils, Sauberkeit der Gesinnung, Schärfe der Erkenntnis sind diesem Werk wie selten einem Buch beizumessen, wenn es ganz natürlich auch manche Dinge nur von jenseits des Kanals her beurteilen kann. Was aber wichtiger ist: Das Werk räumt gerade durch seine betonte Gerechtigkeit gründlich auf mit dem von Deutschlands Feinden bewußt und listig erzeugten Popanz eines Säbelraßlers und Eroberers, dem die Freiheit der anderen Völker zur Beute werden sollte.“

*Neue Freie Presse, Wien:* „Die Schilderung der Persönlichkeit des Monarchen ist ein charakterologisches Meisterstück.“

*Neuigkeits-Welt-Blatt, Wien:* „Eine Flut von Schimpf, Hohn und Anklage brauste damals (1918) über den gestürzten Herrscher herein, der in der Stunde höchster Not sein Heer verlassen hatte, alle Schuld an der Katastrophe wurde ihm angelastet, daheim und beim Feind. Nichts zeigt nun deutlicher den Umschwung in Meinung und Auffassung, der in den Jahren seither eingetreten ist, als ein Buch, das 1934 in England erschien und dort nicht nur Aufsehen erregte, sondern auch gelesen und mit größtem Interesse aufgenommen wurde, obwohl es die Regierung und die Tragödie Kaiser Wilhelms in einer Weise darstellt, die dieser seltenen und eigenartigen Persönlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.“

*Weltmacht der Deutschen:* „... In sachlich-knapper Form, ohne jedoch Wesentliches außer acht zu lassen, mit erschütterndem Willen zur Wahrheit und tiefem Verständnis für die Persönlichkeit Wilhelms II., zeichnet er das kaiserliche Deutschland vom Regierungsantritt des Kaisers bis zu seinem dornenvollen Weg nach Doorn. — Eine vorzügliche Waffe im Kampf gegen Versailles und die Kriegsschuldfrage.“

*Schweiz. Allgem. Volks-Zeitung:* „Die Vorurteilslosigkeit und Ehrlichkeit, mit der Chamier Vorgeschichte und Ausbruch und Verlauf des Weltkrieges darstellt, wird ihm die Sympathie aller Leser gewinnen.“

*Reichsverband Deutscher Offiziere, Berlin:* „Ein Engländer unternimmt es, in diesem interessanten, sehr lesenswerten Buche die Zusammenhänge der deutschen Politik von der Zeit Bismarcks bis zum Ende des Weltkrieges mit vollem Verständnis für die Lage Deutschlands und mit gesundem Urteil darzulegen.“

*Gelbe Hefte, München:* Chamiers Buch ist ein Versuch von so hoher Warte aus und von so unbedingtem Gerechtigkeitscharakter, daß auch Gegner des Kaisers daran nicht vorbeigehen können.“

**A m a l t h e a - V e r l a g / W i e n I V**



In vierter, bearbeiteter und erweiterter  
Auflage erschien

## Karl Georg Zschaetich Die Arier

Herkunft u. Geschichte des arischen Stammes

Das Werk berichtet über

30000 Jahre arischer Geschichte

Es gibt ferner Aufschlüsse über die verschiedenen Gottheiten des alten Testaments: Gottvater, Satane, El Schabbai über den Ursprung der Religionen und das Werden des Gottglaubens, über den Sintflut, über die Sintflut und viele sonstige biblische und andere Überlieferungen der Vorzeit über den Moloch- oder Teufelsdienst, über den Unterschied zwischen den jüdischen und christlichen und den germanischen Priesterschaften, über die Bedeutung und Entstehung der Runen und Sippennamen sowie des Hakenkreuzes, über die Ungleichheit der Menschenrassen, über die Zusammenhänge der Kulturen in der Alten und Neuen Welt.

480 Seiten, Großoktav, mit Abbildungen und 2 Karten, Ganzleinen RM 9.60

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder unter Nachnahme direkt vom  
Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf  
Teichstraße 10

## THE HUNGARIAN Quarterly

Nicholas Horthy	Zsolt Harsányi
The Grouping of the Powers	G. P. Gooch
America's «Fathers»	George Creel
Recent Tendencies in the	
Danubian Basin	Joseph Balogh
Big Estates in Hungary	A. Körmendy-Ekes
The Budapest Soviets (1919)	P. M. Brown
Germany, Hungary and Rumania	
	Elizabeth Wiskemann
Coöperation in Hungary	C. F. Strickland
English Teaching in Hungary	V. D. Barker
The Bakony	Béla Hamvas
Christianity in Hungary	Imre Révész
Hungary after the Turks	Alexis Máthé
Hungarian Exploration	
of Central Africa	Tracy Philipps
A Very Little Village	Viola Tomori
The Discovery of Peasant	
Architecture	Virgil Bierbauer
The White Yacht	Lajos Zilahy
Shakespeare in Hungary	Charles Sebestyén
Modern Hungarian Music	Eugene Ormándy
Airways	Owen Rutter
A Danubian Chronicle	Andrew Frey

Price 3/6. Annual subscription 14/-

Rolls House Publishing Co.  
2, Breams Buildings E. C. 4.

## Völkerrechtsfragen

Sammlg. v. Vorträg. u. Studien, hrsg. v. M. Wenzel

30. Das Kontrollsystem der Völkerbundsmandate. Von Dr. H. Roth. M. 6.30

31. Internationales Luftrecht. Von Dr. K. Volkmann. M. 8.55

32. Die völkerrechtl. Clausula rebus sic stantibus und Artikel 19 der Völkerbundssatzung. Von Dr. W. Schneider. M. 7.20

33. Die Anerkennung neuer Staaten. Von Prof. Dr. W. Heilborn. M. 1.80

34. Staat und Nation an der deutschen Westgrenze. Von Prof. Dr. Herm. Aubin. M. 2.25

35. Internationale Wasserläufe. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Heinrich Triepel. M. 2.25

36. Blockade im Weltkrieg. Von Dr. P. Martini. M. 7.—

37. Verbesserung des Minderheitenschutzes. Von Dr. Rud. Camerer. M. 4.—

38. Der Versailler Vertrag und die Abrüstung. Von Dr. K. Schilling. M. 4.—

39. Reformvorschläge zum Seekriegsrecht. Von Dr. P. Martini. M. 2.—

40. Internationale Strafgerichtsbarkeit. Von Dr. H. v. Weber. M. 8.—

41. Der Kriegsschuldartikel. Von Dr. H. M. Behelm-Schwarzbach. M. 6.—

42. Der Begriff „Militärluftfahrzeug“ im Luftrecht. Von Erwin Riesch. M. 6.—

43. Die deutschen Kolonien u. bes. Berücksichtigung ihrer Stellung als Mandate des Völkerbundes. Von Dr. J. H. Schreiber. M. 6.—

44. Die völkerrechtl. Entwicklung Bulgariens n. d. Weltkriege. Von Dr. M. Lasaroff. M. 10.80

Ferd. Dümmlers Verlag / Berlin



*Drei Neuerscheinungen der*  
SCHRIFTEN DES INSTITUTS FÜR OSTEUROPÄISCHE WIRTSCHAFT  
*am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg*

**PETER-HEINZ SERAPHIM**

## **Die Ostseehäfen und der Ostseeverkehr**

314 Seiten, 30 Textkarten und 23 Kunsftdruckkarten, Preis RM. 15.—

Die Ostsee ist, obwohl sie heute nicht nur im geographischen, sondern auch im verkehrswirtschaftlichen Sinne „Nebenmeer“ geworden, für den Verkehr Europas ein verkehrswirtschaftlich nicht fortzubehaltender Faktor. Der Versuch einer zusammenfassenden, das ganze Ostseegebiet umspannenden Darstellung von Wertvererbegrundlage und Wertvererb der Ostseehäfen muß — zumal er zum ersten Male unternommen wurde — daher besonders bewertet werden. Die mit zahl reichen aufschlußreichen Statistiken, Diagrammen, Karten und Plänen ausgestattete Arbeit gibt in breitem Ausmaß ein Bild des gesamten Verkehrsrhythmus der Ostsee.

**THEODOR OBERLÄNDER**

## **Die Landwirtschaft Posen-Pommerellens**

**vor und nach der Abtrennung vom Deutschen Reich**

118 Seiten, 32 graphische Darstellungen, kartoniert RM. 5.—

Neben den rein völkischen und politischen Problemen ist bei dem Blick auf die abgetrennten Gebiete oft eines ver nachlässigt worden: Die weitere wirtschaftliche Entwicklung dieser Gebiete zu untersuchen und im Auge zu behalten, die bis 1918 zum Deutschen Reich gehörten. Für Posen-Pommerellen hat Theodor Oberländer diese Lücke mit der vor liegenden Neuerscheinung ausgefüllt, die wieder alle Vorzüge der sonstigen Veröffentlichungen des Instituts für Ost europäische Wirtschaft in sich vereinigt. Entscheidend für das Buch war der Wunsch, ohne jede, fast immer unfruchtbare Polemik nüchterne Tatsachen erkennen zu lassen und diese durch exakte wissenschaftliche Untermauerung unangreifbar darzustellen. Es hat nichts mit einer Stellungnahme gegen unseren östlichen Nachbarn zu tun, wenn offen die Schwierigkeiten gezeigt werden, in die die hochentwickelte Landwirtschaft eines Gebietes kommen mußte, das plötzlich von seinem aufnahmefähigen Hinterland abgeschnitten und nunmehr Teil eines Staates wurde, der selbst in reichem Maße Überschussegebiet gerade für die hauptsächlichsten Erzeugnisse dieser Provinzen ist. Wie weit dieser Vorgang auch zu einem völkischen und kulturellen Verlust für Posen-Pommerellen geworden ist, wird von Oberländer an Hand von Untersuchungen über die wesentlichen Faktoren der Landwirtschaft in einer klaren und so verständlichen Weise dargestellt, daß das Werk keineswegs allein für den Fachmann irgendeiner Richtung, sondern vor allem auch für jeden volkspolitisch Denkenden und Arbeitenden wichtig ist.

**FRIEDRICH MAGER**

## **Geschichte der Landeskultur Westpreußens**

**und des Netzebezirkes bis zum Ausgang der polnischen Zeit**

176 Seiten, kartoniert RM. 5.—

Die Geschichte der Landeskultur Westpreußens und des Netzebezirkes ist besonders aufschlußreich, weil die politische Geschichte dieses Gebietes ungewöhnlich wechselvoll ist. Auch das in Politik und Kultur ausschlaggebende Volkstum hat hier mehrfach gewechselt. Der Verfasser hat es sich zum Ziel gesetzt, eine möglichst umfassende Darstellung der Landes kulturentwicklung der Nordostmark zu geben. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kulturgeographie, den landeskulturellen Werdegang der Länderräume, wie er sich im zeitlichen Wandel der Kulturlandschaftsbilder zeigt, zu untersuchen und die Zusammenhänge zwischen Staat und Volkstum einerseits und dem Gang der Landeskultur andererseits aufzudecken. Da selten ein Länderraum mit so wechselndem Erfolge von unterschiedlich gearteten Völkern umkämpft worden ist, wie West preußen samt dem angrenzenden Netzebistritz, so dürfte eine Darstellung der Landeskulturgegeschichte dieses Gebietes das beste Schulbeispiel dafür sein, wie ungemein eng diese Zusammenhänge sind. Der Verfasser ist selbst mit der Landschaft völlig vertraut und konnte ein umfangreiches Material sammeln, das nicht nur der bereits vorhandenen Literatur und den Kartenwerken entnommen, sondern vornehmlich einem eingehenden Quellenstudium in den Staatsarchiven von Danzig, Berlin und Königsberg.

---

VOLK UND REICH VERLAG G. M. B. H. / BERLIN W 9

Sorben ist erschienen:

# Kirche im Volk

Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Rechtsentwicklung

von

**August Jäger**

ehemaliger Preussischer Kirchenkommissar

**Eine völlige Neuorientierung über die Stellung der Kirche in der Gemeinschaft! Im vorliegenden Werk behandelt der ausgezeichnete Sachkenner in einziger Verantwortung vor dem Volk eine Frage, die zeitlos, aber auch in jedem Augenblick der Geschichte wichtig ist.**

Das Buch macht den Versuch, in die Tiefe der grundsätzlichen Fragen zu gehen, um von hier aus die natürliche oder künstliche Dunkelheit zu erhellen, die über der Lage in der Kirche ausgebreitet liegt. Nur aus der Erkenntnis des Wesenhaften läßt sich inmitten der Verworrenheit der Dinge ein Urteil und ein Weg in die Zukunft finden. Daß es geschieht, ist aber um so nötiger, als das Werk der Vergangenheit, wiewohl umkämpft und von Feind und falschen Freunden angegriffen und mißbraucht, sich bereits von den Personen abgehoben hat und für sich seine eigene nicht zu überhörende Sprache redet. Das Werk steht und wird sich so oder anders vollenden, es sei denn, daß die Entwicklung der deutschen Geschichte ihren Sinn verloren hätte.

**„Kirche im Volk“ geht jeden an, ganz gleich, ob er Kirchensteuern zahlt oder nicht, ob er innerlich den kirchlichen Dingen nahe- oder fernsteht.**

Preis 3 Reichsmark

**Deutscher Rechts-Verlag G. m. b. H. • Berlin W 35**

Bitte hier abtrennen

Bestellung an den Deutschen Rechts-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Hildebrandstr. 8 (3. f. G. III./37)

Ich wünsche Lieferung \*) \_\_\_\_\_ Ex. Jäger, Kirche im Volk ... Preis 3 Reichsmark

Name \_\_\_\_\_

Beruf \_\_\_\_\_

Ort \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

\*) Durch die Buchhandlung



# Der koloniale Gedanke im Angriff!

---

Paul Ritter

Mitarbeiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP.

begründet Deutschlands Recht auf Kolonien in seinem großangelegten Werk:

## Der Kampf um den Erdräum

Kolonien vom Altertum bis zur Gegenwart

2. Auflage

Mit 48 Bildern und Tafeln, zahlreichen Karten im Text und einer farbigen Übersichtskarte  
Geheftet RM. 6.—, in Ganzleinen RM. 7.50

„Ein grundlegendes Werk über Entstehung und Ausbau der großen Kolonialreiche seit dem Altertum und andererseits über den so ganz anders gearteten Anteil Deutschlands an der Erschließung und Hebung der Kolonialländer in allen Teilen der Welt; Deutschland hat unter großen Volksopfern und zum Nutzen der ganzen Welt koloniale Leistungen vollbracht, zu denen der allzu spät nachgeholte Erwerb eigener Kolonien, so sehr sie dem deutschen Volk ans Herz gewachsen sind, in gar keinem Verhältnis steht, die aber um so klarer den dauernden Anspruch Deutschlands auf einen ihm gemäßen Lebensraum begründen.“ (Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik)

In jeder Buchhandlung erhältlich

---

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

*Soeben erscheinen:*

# DEUTSCHE GESANDTSCHAFTSBERICHTE ZUM KRIEGSAUSBRUCH 1914

BERICHTE UND TELEGRAMME

DER BADISCHEN, SÄCHSISCHEN UND WÜRTTEMBERGISCHEN  
GESANDTSCHAFTEN IN BERLIN AUS DEM JULI UND AUGUST 1914

\*

IM AUFTRAG DES AUSWÄRTIGEN AMTES  
HERAUSGEGEBEN VON AUGUST BACH

*Die hier zum ersten Male veröffentlichten Dokumente bilden eine wertvolle und unerläßliche Ergänzung zu den Deutschen Dokumenten zum Kriegausbruch 1914. Die handelnden Persönlichkeiten in Berlin treten in diesen Berichten plastisch hervor, und die Entwicklung der Ereignisse im Juli 1914 erfährt manche neue und aufschlußreiche Beleuchtung.*

*In der Einleitung des Herausgebers werden erstmalig Auszüge aus dem Tagebuch des Generaloberst von Plessen, aus dem Briefwechsel des Chefs des Militärkabinetts Generaloberst von Lyncker sowie Mitteilungen aus den Berichten des Deutschen Militärattachés in Wien und Petersburg veröffentlicht, die für die Beurteilung der deutschen Haltung im Juli 1914 von hervorragender Bedeutung sind.*

*Umfang 162 Seiten, darunter 100 Dokumente*

*Preis RM 4.50*

QUADERVERLAG G. M. B. H. BERLIN W 15

VERLAG DER HAUDE & SPENERSCHEN BUCHHANDLUNG MAX PASCHKE / BERLIN W 35

Das unvergängliche Werk der Weltliteratur

# Geflügelte Worte

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes

Gesammelt und erläutert von

**Georg Büchmann**

28. Auflage \* 260.— 268. Tausend

Neu bearbeitet von

**Dr. Günther Haupt**

und

**Dr. Werner Rüst**

Stellv. Direktor der Deutschen Bücherei zu Leipzig

Umfang über 800 Seiten. 8°. Ganzleinen RM 14.50

„Er gehört zu unserem klassischen Besitz wie der Brockhaus oder der Duden. Man braucht ihn, ebenso wie man ihn in müßigen Minuten gern durchblättert und dabei immer wieder Anlaß zu überraschenden Korrekturen des Wissens findet.“

Reichsarbeitsblatt 1936, Nr. 36

„Wichtig ist natürlich, daß im Unterschied von der letzten Auflage (1925) die Abstammung der Nichtarier angegeben ist, wie bei Friedrich Julius Stahl, dem Theoretiker des Konservatismus, Johann Jacoby, dem Liberalen.“

Berliner Tageblatt, Nr. 602 vom 20. 12. 1936

„Der Preis für das Werk, das zuverlässige Unterrichtung wie unterhaltsame Entdeckerfreuden gewährt, ist nicht zu hoch. Es gehört in die Handbücherei jedes Redenden und Schreibenden.“

Landsmannschafter-Zeitung, 51. Jahrg., Heft 1/2

*Zu beziehen durch jede Buchhandlung*

VERLAG DER HAUDE & SPENERSCHEN BUCHHANDLUNG MAX PASCHKE / BERLIN W 35

Kurt Vowinkel Verlag GmbH, Heidelberg-Berlin — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5 — Verantwortlich für den Inhalt: Professor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München O 27, Kolberger Str. 18 — Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Schriftleitung für die Beilage „Welt-Rundfunk“: Dr. Kurt Wagenführ, Charlottenburg 4 — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Boehm, Heidelberg — Durchschnittsaufgabe 4. Vierteljahr 4670 — Zur Zeit P. L. 4 gültig



## *Die gewaltige Materialschlacht im Westen*

# SOMME

Von Hans Henning Freiherr Grote. Mit 25 Bildern  
und 1 Relieftarte. Kart. RM. 4,80, Leinen RM. 5,80

Nach monatelangen Vorbereitungen und nach einem achttägigen ununterbrochenen Trommelfeuer gingen die Engländer unter Marschall Haig und die Franzosen unter Foch im Juli 1916 zum gemeinsamen Massenangriff an der Somme über. Sie glaubten, die deutschen Stellungen in mächtigem Ansturm überrennen, die deutsche Front durch einen großen strategischen Durchbruch aufrollen und dann bis nach Luxemburg vordringen zu können. Die gewaltige Offensive scheiterte jedoch an dem zähen Widerstand unserer Frontsoldaten. Von Gommécourt im Norden bis Chilly im Süden verklammerten sich die Heere in mörderischem Ringen. An Material und Zahl der Kämpfer waren uns die Gegner mehrfach überlegen, trotzdem aber vermochten sie die Front an der tiefsten Stelle nur 15 km einzubeulen. Grote gibt eine packende Gesamtdarstellung des Schlachtenverlaufes und läßt die Mitkämpfer sowohl wie die Führung auf beiden Seiten in Berichten und Aufzeichnungen zu Wort kommen.

In der gleichen Ausstattung erschien: *Verdun*. Von Wilhelm Biegler. Mit 38 Abb., 3 Skizzen und 1 Karte. Kart. RM. 4,80, Leinen RM. 5,80

*Durch den Buchhandel zu beziehen. Ausführliche Prospekte auf Wunsch.*

**HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG**





Das Schwergewicht der Welt hat sich vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean verlagert. Die Wasserbrücke zwischen Amerika und dem Fernen Osten wird für die Zukunft mehr bedeuten als die

zwischen Europa und Amerika. Damit dreht sich das Gesicht der Vereinigten Staaten auf der anderen Seite das von Ostasien und Australien stärker dem Pazifik zu. England und Sowjetrußland verstärken durch ihr Interesse die Spannungen, wirtschaftliche und strategische Fäden spinnen sich von einem Ufer zum anderen, Reibungszonen gliedern sich ab, Wirtschaftsgebiete werden angeschlossen: aus der großen Wasserwüste wird ein geopolitisches Kampffeld, ein „Meer der Entscheidungen“.

Das Werk über den Pazifik von unserem besten politischen Ostasienkenner Karl Haushofer erscheint nun in 3., vermehrter und völlig neu gestalteter Auflage – ist damit nicht schon alles über seine hohe wissenschaftliche und politische Bedeutung gesagt? – Wenn Sie sofort und vor Erscheinen bestellen, gilt der Subskriptionspreis von RM 12,50 statt RM 15,— für die Ausgabe in Ganzleinen, Großformat 18×25 cm mit ca. 100 Skizzen und Karten. Auf Wunsch sendet Ihnen gern Ihre Buchhandlung oder der Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg, Prospekte und Lesebogen zu.

Genauer Titel dieses Werkes: KARL HAUSHOFER

# GEOPOLITIK DES PAZIFISCHEN OZEANS